

20. Februar 1922

## WOLFGANG HEINE , STREIKRECHT

**G**ANZ einstimmig in allen Teilen Deutschlands und in allen Volksklassen war die Erbitterung über die rücksichtslose Lahmlegung der Arbeit und des öffentlichen Lebens des Reichs und besonders noch der Reichshauptstadt durch die Streiks der Eisenbahnbeamten und der Berliner Kommunalangestellten und -arbeiter. Konnte auch gerade jetzt der demokratischen und sozialistischen Regierung der deutschen Republik ein härterer Schlag versetzt werden? Trotz dieser fast einmütigen Verurteilung aber wurde gegen die Erklärungen der Reichsregierung und die Verordnung des Reichspräsidenten Sturm gelaufen, weil sie das "Streikrecht" der Beamten antasteten. Nicht nur Linksradikale, sondern auch Mitgliedschaften und Organe der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands proklamierten dies Streikrecht und fielen den eigenen verantwortlichen Parteigenossen in der Regierung in den Rücken. Viele mißbilligen zwar diese Streiks und erkennen, daß sie das Ansehen der parlamentarischen Regierung zerstören und das Reich bis ins innerste erschüttern, aber sie muten der Regierung zu der Gewalt nur mit Verwahrungen zu begegnen, anstatt ihr mit gesetzlichen Machtmitteln entgegenzutreten. Diese Verwirrung der politischen Begriffe beruht zum Teil auf einer Verwirrung der Rechtsanschauungen und auf Unkenntnis des Gesetzes. Deshalb ist es nötig einmal dies vermeintliche Streikrecht der Beamten unter die Lupe zu nehmen.

Es ist überhaupt, nicht nur bei Beamten, irreführend von einem *Recht* auf Streik, das heißt auf Nichtarbeit, zu sprechen. Weder der § 152 der Gewerbeordnung noch der Artikel 159 der Reichsverfassung geben dazu Anlaß. Im Wirtschaftsleben gilt Vertragsfreiheit, nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch wie auch nach Artikel 152 der Reichsverfassung. Diese Vertragsfreiheit kann durch Gesetze eingeschränkt werden, was in mannigfacher Weise geschieht. Solche, die Vertragsfreiheit für gewisse Gebiete aufhebende Gesetze waren früher unter anderen die Strafbestimmungen gegen Verabredungen gewerblicher Arbeiter oder Unternehmer, die eine Herbeiführung besserer Lohn- und Arbeitsbedingungen durch Entlassung von Arbeitern oder Einstellung der Arbeit bezweckten. Diese Ausnahmegesetze sind bereits durch § 152 der Reichsgewerbeordnung von 1869 aufgehoben worden,

und seitdem ist auch für die Beendigung des gewerblichen Arbeitsverhältnisses das selbe Rechtens, was für alle anderen Verträge gilt: Es ist zulässig sich zur Arbeitseinstellung oder Entlassung von Arbeitern zu *verabreden*. Der Streik ist keine strafbare Handlung mehr. Ob, wann und wie aber die Beteiligten zu ihm greifen dürfen, hängt wieder von dem zivilrechtlichen Inhalt des Arbeitsvertrags selber ab. Denn Verträge müssen erfüllt werden (§ 241 des Bürgerlichen Gesetzbuchs); Arbeitsverträge so gut wie andere. Für Arbeitnehmer gilt ganz das selbe wie für jeden andern vertraglich Berechtigten und Verpflichteten: Sie brauchen nicht eine willkürliche Aussperrung oder Entlassung durch ihren Arbeitgeber ohne Ersatz ihres Schadens zu dulden, sie haben aber auch kein Recht während der Dauer des Vertrags die übernommene Arbeitsleistung zu verweigern. Man kann unter den Voraussetzungen, die der Arbeitsvertrag dafür gibt, das Vertragsverhältnis *beenden*. Die Gewerbeordnung (§ 122) setzt für gewerbliche Arbeiter, das Bürgerliche Gesetzbuch (§ 626) für jeden Dienstvertrag eine 14tägige Kündigungsfrist fest, die allerdings vertraglich geändert werden kann und bei gewerblichen Arbeitern herabgesetzt zu werden pflegt. Wer ohne Kündigung in Arbeit steht, kann jederzeit oder doch mit Schluß des Arbeitstags die Arbeit niederlegen und streiken. Wer auf Kündigung angestellt ist, kann kündigen, muß aber den Ablauf der Vertragsdauer abwarten. Das "Streikrecht" *auch der Arbeiter* hebt die Notwendigkeit bestehende Verpflichtungen zu erfüllen nicht auf, gerade so wie das vom Aussperrungsrecht der Arbeitgeber gilt. Wer unter Verletzung dieser Pflichten streikt oder aussperrt, macht sich schadenersatzpflichtig. Die Gewerbeordnung enthält in § 124 b eine Spezialbestimmung: eine fixierte Entschädigung, die an den Nachweis des Schadens gebunden ist. Darüber ist bei Arbeitern nie ein Zweifel gewesen, und die Reichsverfassung enthält kein Wort, das daran etwas änderte. Insbesondere hat die Gewährleistung der Vereinigungsfreiheit zur Wahrung und Förderung der Arbeits- und Wirtschaftsbedingungen in Artikel 159, die in Artikel 130 noch den Beamten besonders zugesichert ist, nicht den Sinn, daß jeder ohne Rücksicht auf vertragmäßige Verpflichtungen streiken dürfte. Das Koalitionsrecht ist keineswegs identisch mit dem Recht beliebig zu streiken. Der Streik ist nur ein Mittel von vielen, die denkbar sind, um die Arbeits- und Wirtschaftsbedingungen durch Vereinigung zu fördern. Solange dem Streik andere Vertragsbedingungen entgegenstehen, muß zu anderen Mitteln gegriffen werden.

Man versteht nicht, mit welchem Recht gerade die Beamten für sich ein absolutes Streikrecht in Anspruch nehmen, das über das der Arbeiter hinausgeht, und das mit der Stellung des Beamten völlig unvereinbar ist. Der Arbeitsvertrag des Beamten ist sein Anstellungsvertrag. Es gibt lebenslanglich und auf Zeit angestellte, ebenfalls in einem öffentlichrechtlichen Vertragsverhältnis befindliche Beamte und solche, die nur auf Privatdienstvertrag, auf Zeit angestellt sind. Keiner von ihnen ist berechtigt seine dienstlichen Obliegenheiten, offen oder versteckt (etwa durch passive Resistenz oder nichtige Scheintätigkeit), zu verweigern, solange das Anstellungsverhältnis besteht. Die im Privatdienstvertrag stehenden öffentlichen Hilfskräfte werden meist das Recht haben mit bestimmter Frist selber zu kündigen. Bei den anderen richtet sich ihr Austrittsrecht nach der Beamtengesetzgebung des betreffenden Landes. Beamte des Reichs und des preußischen Staats

haben kein Recht einseitig zu kündigen, auch wenn sie auf Pension verzichten wollen, sondern müssen ihre *Entlassung* nachsuchen und haben ihre Amtspflichten zu erfüllen, bis sie die Entlassung erhalten haben. Sie dürfen also nicht streiken, solange sie nicht entlassen sind. Aber das Recht sich gemäß Artikel 159 der Reichsverfassung zu *vereinigen*, das ihnen im alten Staat versagt oder nur beschränkt zugebilligt war, verbleibt ihnen. Sie stehen darin, daß sie nicht ihre Vertragsverpflichtung verletzen dürfen, rechtlich nicht ungünstiger als die Arbeiter da. Praktisch freilich kommt bei ihnen der Streik nicht in Betracht, weil ihre Dienstpflicht eine andere Dauer hat als die der Arbeiter. Wenn den Beamten ihr Arbeitsvertrag das Streikrecht nimmt, so bedingt er ihnen dafür andere Rechte aus, die schwerer wiegen als der Verzicht auf den Streik: dauernde, meist lebenslängliche Anstellung, Pensionsberechtigung, Garantien eines gesetzlich geordneten Disziplinarverfahrens usw. Wem das nicht genügt, der braucht eben nicht Beamter zu werden.

Dies ist das geltende Recht, und es wäre gut gewesen, daß Reich und Länder, vor allem Preußen mit seinem bedeutenden Besitz an wirtschaftlich produktiven Unternehmungen, mit seinem Heer von mittelbaren und unmittelbaren Staatsbeamten, von vornherein diesen Rechtszustand unerschütterlich festgestellt hätten. Das preußische Ministerium der öffentlichen Arbeiten wies mehr als einmal auf die Notwendigkeit einer deutlichen Entscheidung hin. Man war sich auch im allgemeinen darüber einig, daß die Beamten kein Streikrecht hätten. Aber es erschien immer wieder nicht "opportun" dies der Beamtenschaft ins Gesicht zu sagen. So wurde die auf die Dauer unvermeidliche Stellungnahme hinausgezögert. Endlich sah die preußische Regierung sich am 20. Februar 1920 genötigt auf eine Anfrage des deutschen Abgeordneten Schmidt /Stettin/ folgende Antwort zu geben, die das Resultat monatelanger Beratungen zwischen den Ressorts war:

»Die am 10. November 1918 gebildete preußische Regierung hat in ihrem Aufruf an das preußische Volk vom 13. November 1918 die Durchführung der uneingeschränkten Koalitionsfreiheit für alle Staatsarbeiter und Beamte als eine ihrer Aufgaben bezeichnet. Auch die gegenwärtige preußische Staatsregierung erkennt das Koalitionsrecht der Beamten an. Mit dem Begriff des Koalitionsrechtes ist aber das sogenannte Streikrecht nicht untrennbar verbunden. Der Streik ist nur eines der Mittel die Erlangung besserer wirtschaftlicher Bedingungen durchzusetzen, nicht das einzige zu diesem Zweck. Dafür, ob dieses Mittel angewendet werden darf, sind die aus dem Dienstverhältnis sich wechselseitig ergebenden Rechte und Pflichten entscheidend. Ist damit die gemeinsame Arbeitsniederlegung nicht vereinbar, so ist mit dem Koalitionsrecht das sogenannte Streikrecht nicht verliehen. In ihrer Anwendung auf das Beamtenverhältnis führen diese Grundsätze dazu, daß der Beamte nicht streiken darf. Das Beamtenverhältnis ist Treuverhältnis. Da der Staat ohne die Beamten ein geordnetes Leben nicht führen und überhaupt seinen Willen nicht äußern kann, muß er mit den Beamten ein Verhältnis eingehen, das diese zur völligen Hingabe an den Staat verpflichtet. Dieses Treuverhältnis tritt auch dadurch in Erscheinung, daß der Beamte einen Diensteid leistet. Die Eigenart des Beamtenverhältnisses kommt in wesentlichen Bestimmungen des Beamtenrechts zum Ausdruck. Mit Rücksicht auf die ihm der Allgemeinheit gegenüber obliegende Pflicht ist dem Beamten das Recht versagt sein Amt willkürlich zu verlassen. Demgemäß ist auch die Mehrzahl der Beamten auf Lebenszeit angestellt und kann nur im Wege des gesetzlich geregelten Disziplinarverfahrens entlassen werden. Ferner sind die Rechte des Beamten auf ein bestimmtes Gehalt, auf Ruhegehalt und Hinterbliebenenfürsorge gesetzlich geregelt und durch die Reichsverfassung besonders gewährleistet. Bei diesem besonders gearteten Verhältnis von Rechten und Pflichten bricht mithin ein Beamter, der streikt, seinen Eid und verletzt die Amtspflicht, die er über-

nommen hat. Das Streiken stellt sich als unentschuldigtes Fernbleiben vom Amte dar und hat zur Folge, daß der Beamte für die Zeit des Streiks seines Dienst-einkommens verlustig geht, auch hat er die Einleitung des förmlichen Disziplinar-verfahrens mit dem Ziele der Dienstentlassung zu gewärtigen. Dadurch werden keine berechtigten Interessen der Beamten verletzt, denn ihnen stehen andere Mittel als der Streik zur Verfügung, um ihre Wünsche nachdrücklich zur Geltung zu bringen. Da über die Verwaltungen des Staates die Volksvertretung, über die der Gemeindeverbände deren Vertretungen ein durchgreifendes Kontrollrecht ausüben, so hat der Beamte ein besonders wirksames Mittel, um mit Hilfe dieser Vertretungen seine Klagen abstellen zu lassen. Die Auffassung der preußischen Staatsregierung in dieser Frage deckt sich mit der der Reichsregierung. Die Staatsregierung betrachtet es als ihre selbstverständliche Aufgabe pflichttreue Beamte vor dem Terror Streikender zu schützen und wird alle hierzu notwendigen Maßregeln ergreifen.«

Diese Antwort, die ganz dem entspricht, was die Reichsregierung jetzt zu dem Eisenbahnerstreik erklärt hat, war klar und entschieden, kam nur leider viel zu spät. 3 Wochen darauf folgte das Lüttwitzsche Abenteuer, und die Reichsregierung selbst rief den Generalstreik, auch den der Beamten, ins Leben. Dadurch trat eine neue Verwirrung ein, die sich die Verteidiger des "Beamtenstreikrechts" noch jetzt zunutze machen, die aber von einem ganz gewöhnlichen Denkfehler zeugt. Der Generalstreik vom März 1920 zur Abwehr eines gegen die Reichsverfassung gerichteten hochverräterischen Unternehmens hatte mit dem Koalitionsrecht auf dem Gebiet der Arbeits- und Wirtschaftsbedingungen und seinem Mittel, dem wirtschaftlichen Streik, nicht das geringste gemein. Dieser Generalstreik war ein Kriegsakt, so wie man vor dem anrückenden Feind die Brücken sprengt oder die Magazine in Brand setzt. In solchem Fall verweigert der Beamte entweder seinen Dienst überhaupt nicht dem Staat sondern dessen Feinden; oder die Versagung des Dienstes ist keine Pflichtverletzung, weil sie durch höhere staatliche Notwendigkeit geboten ist, sie wird selber Staatsdienst. Ganz anders aber steht es mit einem Streik, den Beamte um wirtschaftlicher Vorteile willen als Pressionsmittel gegen den Staat anwenden. Obgleich der Unterschied wirklich auf der Hand liegt, hat man ihn doch nicht immer erkannt oder erkennen wollen, und so konnte in den Köpfen der Beamten immer mehr der unsinnige Gedanke festwurzeln, sie hätten das Recht, wenn es ihnen paßte, dem ganzen Volk an die Gurgel zu fahren, um das zu erlangen, was sie wollten. Denn dieser *grundsätzliche* Anspruch, der in dem "Streikrecht" der Beamten liegen würde, ist das, worauf es ankommt. Ob die jetzt von den Beamten erhobenen Gehaltsforderungen wirtschaftlich begründet sind, ob sie erfüllt werden können oder nicht, ist für die Rechtsfrage ganz gleichgültig und soll deshalb auch hier nicht untersucht werden. Daß es den Beamten nicht gut geht, darüber ist kein Wort zu verlieren. Ebensowenig ist entscheidend, ob die gewerkschaftlichen Prinzipien bei den Verhandlungen und der Inszenierung des Streiks innegehalten oder verletzt worden sind. Wäre alles noch so genau nach gewerkschaftlichem Herkommen gegangen, das Recht zum Streik hätte den Eisenbahnbeamten *nicht* zugestanden.

Ein Streikrecht der Beamten kann kein demokratischer Rechtsstaat anerkennen. Die Rechtsstellung der Beamten, namentlich ihre Gehalts- und Arbeitsbedingungen, sind Teil des öffentlichen Rechts und werden von den verfassungsmäßigen Körperschaften der Gesetzgebung und unter ihrer Kontrolle von der Verwaltung festgestellt. Ein Versuch durch Drohung und Arbeitsverweigerung dem Staat Verpflichtungen aufzuzwingen bedeutet, daß

die verfassungsmäßige Vertretung des gesamten Volkes zugunsten der Gewaltherrschaft ihrer Beauftragten ausgeschaltet wird. Der Beamte wird vom Diener des Staats zum Tyrannen des Volks, er mißbraucht die ihm von der Gemeinschaft anvertraute Macht gegen seine Auftraggeber. Das würde uns politisch weit hinter die Zeiten der konstitutionellen und absoluten Monarchie zurück und müßte sein Vorbild in den Zeiten des Faustrechts suchen. Begrifflich und praktisch verträgt sich ein solches Streikrecht der Beamten nicht mit einem geordneten Gang des Gemeinschaftslebens. Wenn die Antwort der preußischen Regierung von einem »Treueverhältnis« spricht, so ist dabei nicht an etwas Mittelalterlich-Mystisches gedacht sondern an die Eigenart der dem Beamten obliegenden Dienste. Diese sind ein Teil der Lebensfunktionen der staatlichen Gemeinschaft, des lebendigen Volkskörpers selbst, nicht nur seiner heutigen Generation sondern des Stroms der Geschlechter bis in die fernste Zukunft. Wer darf sich unterfangen persönlicher Interessen wegen dies Leben zu unterbinden? Wer kann dem Beamten ein Recht darauf zubilligen? Mit der sozialistischen Anschauung ist es jedenfalls völlig unverträglich, wenn der öffentliche Beamte sich seinem Auftraggeber nicht anders gegenüberstellt als der Arbeiter privaten Brotherren. Das ist eine Denkweise, der man zu viel Ehre antäte, wenn man sie "kapitalistisch" nannte; denn von kapitalistischer Großzügigkeit hat sie keine Spur, sondern sie bleibt in den Niederungen eines spießbürgerlichen Egoismus stecken. Die sozialistische Idee fordert, daß die Leistungen der einzelnen der gesamten Volks-, ja Menschheitsgemeinschaft dienstbar gemacht werden. Wer das Streikrecht der Beamten proklamiert, will das Interesse der Gesamtheit der Willkür von Teilen des Volks ausliefern. Das kann kein Sozialist vertreten.

Wir blieben aber auf halbem Weg stehen, wenn wir diese Schlüsse auf die Reichs- und Staatsbeamten einschränken wollten. Die Gemeinden und Gemeindeverbände, Bezirke und Provinzen üben in allen Ländern des Deutschen Reichs Staatshoheitsrechte aus und erfüllen staatliche Aufgaben. Die Arbeits- und Gehaltsbedingungen ihrer Beamten werden ganz ebenso von den verfassungsmäßigen Vertretungen der Gemeindebürger bestimmt und etatsmäßig festgelegt, die Anstellung erfolgt ebenso vorwiegend auf Lebenszeit und unter gesetzlichen Garantien gegen willkürliche Entsetzung wie bei den unmittelbaren Staatsbeamten. Sie können also ebensowenig ein Streikrecht beanspruchen wie diese. Indes, man muß noch weiter gehen: Auch Arbeiter und Angestellte in wirtschaftlichen Betrieben der öffentlichen Körperschaften vom Reich bis zu den Gemeinden, die *soziale* Arbeit leisten, das heißt dem Bedürfnis der Volksgemeinschaft dienen sollen, können vom sozialistischen Standpunkt aus nicht das Recht beanspruchen um ihrer persönlichen oder Klassenforderungen willen den sozialen Organismus, in dem sie eine wichtige Funktion ausüben, von innen aus zu zerstören. Es ist unsinnig, gegen Zweck und Verstand der Arbeit und deshalb gegen Recht und Moral, wenn sich so das Glied gegen den Körper kehren will.<sup>1</sup> Gerade wir Sozialdemokraten, die wir von Marx gelernt haben die scharfe Trennung staatlicher und wirtschaftlicher Leistungen als mechanisch und willkürlich zu verwerfen, die wir dem Staat als Organisation der Gesellschaft die Pflicht beimessen

<sup>1</sup>) Siehe darüber *Turati* Lehren und Folgen des Generalstreiks in Italien, in den Sozialistischen Monatsheften, 1904 II, Seite 867.

soziale Produktionen selbst zu betreiben, können bei der Ausübung dieser Aufgaben keinen Unterschied zwischen der Pflicht der Beamten und der der Arbeiter anerkennen. Und kann es dann logischerweise ins Gewicht fallen, ob die soziale Produktion, die Herstellung von Licht und Kraft, die Lieferung von Wasser und Kohle, die Zufuhr von Nahrungsmitteln oder die Abfuhr von Unrat, die Unterhaltung und der Betrieb notwendiger Verkehrswege unmittelbar in den Händen der öffentlichen Korporation bleibt, oder ob diese sie einem privaten Unternehmer überträgt? Ob die englische Gasgesellschaft das Leuchtgas liefert oder eine staatliche Gasanstalt, immer dient die Arbeit den Zwecken der Gemeinschaft. Wo dem Privatbetrieb eine so wichtige Aufgabe anvertraut ist, haben auch seine Angehörigen sich in den sozialen Pflichtenkreis einzuordnen. Daß das gegen den Unternehmer zutrifft, bezweifelt sicher niemand, und jeder wird ihn für ersatzpflichtig halten, wenn er plötzlich seine der Gemeinschaft geschuldeten Dienste einstellt. Wenn es Hugo Stinnes plötzlich einfiel seine Betriebe zu schließen, den Eisenbahnen die Kohle, den Fabriken die elektrische Kraft, den Zeitungen die Holzpapiermasse zu sperren und 50 000 Arbeiter auf die Straße zu setzen, würde ein ungeheurer Lärm geschlagen werden; man würde Zwangsmaßregeln gegen eine solche dreiste Störung des deutschen Wirtschaftslebens fordern, *und mit Recht*. Und doch wäre ein solcher Gewaltakt eine Kinderei gegen das, was Deutschland in den letzten Wochen durch den Streik der Eisenbahnbeamten geboten worden ist, und was die Berliner Kommunalarbeiter uns alle Jahre ein paarmal aufspielen. Merkwürdig, wenn gerade Sozialisten nicht begreifen wollen, daß von einem rücksichtslosen Streik der Arbeiter in lebenswichtigen Betrieben genau das selbe gelten muß wie von einer Stilllegung durch den Unternehmer.

Ich weiß, daß das geltende Gesetz und die Kürze der meist noch vertragsmäßig herabgesetzten Kündigungsfrist dem Arbeiter in kommunalen und Privatbetrieben, auch wenn er solche lebenswichtige Arbeit zu leisten hat, die Möglichkeit des Streiks zum Schaden der Allgemeinheit gewähren. Aber das ist vom sozialdemokratischen Standpunkt aus ein Unrecht, ist ein Überbleibsel von kleinbürgerlichem wirtschaftlichen Individualismus. Eine soziale Auffassung der Produktion kann das nicht gutheißen. Es ist unerlässlich eine Stilllegung wirtschaftlicher Betriebe, die für das Leben des Volks und Staats unentbehrlich sind, durch die Unternehmer oder die Arbeiter auch gesetzlich zu untersagen, unter Strafe zu stellen und einzelne sowie Verbände, die dieses gemeingefährliche Verbrechen begehen oder fördern, für die dadurch angerichteten Schäden auch dem Staat gegenüber haftbar zu machen. Verbände, deren Tätigkeit darin besteht Geister zu rufen, die sie nachher nicht loswerden, die Kräfte wohl zu entfesseln, aber nicht zu leiten verstehen, können nicht im sozialistischen Sinn den Ehrennamen von Organisationen des Wirtschaftslebens beanspruchen. Bereits 1919, als das Streikfieber noch lange nicht die Höhe erreicht hatte wie jetzt, habe ich der Reichsregierung Vorarbeiten für ein solches Gesetz vorgetragen. Damals handelte es sich zunächst um Notmaßnahmen, die dann durch den Artikel 48 der Reichsverfassung eine gesetzliche Grundlage erhalten haben. Vom Recht des Artikels 48 ist der Reichspräsident bei seiner Verordnung vom 1. Februar 1922 ausgegangen. Es ist aber Aufgabe des zu schaffenden Arbeitsrechts auch für normale Zeiten Arbeitseinstellungen in lebenswichtigen

Betrieben, die die Produktion weiterer Kreise und das öffentliche Leben in Mitleidenschaft ziehen, gesetzlich auszuschließen. Das Koalitionsrecht wird dadurch nicht aufgehoben sondern auf einen gesetzlichen Boden gestellt und in die Gesamtheit der Rechte und Pflichten, durch die die Mitglieder einer sozialen Gemeinschaft verbunden sind, eingereiht. Selbstverständlich müssen die Arbeiter in solchen Betrieben für diese Einschränkung ihrer Handlungsfreiheit durch eine andere Sicherung ihrer wirtschaftlichen Stellung entschädigt werden. Sie müssen besondere Garantien gegen Willkür erhalten, ein geordneter Rechtsgang und die Mitwirkung ihrer Vertreter bei Festsetzung und Durchführung der Arbeitsbedingungen ist ihnen zu gewähren. Die gesetzliche Regelung der Tarifverträge im kommenden materiellen Arbeitsrecht wird gerade auch dieser Aufgabe dienen müssen.

Schon jetzt aber ist es Pflicht der Beamten und Arbeiter sich in den Gedanken einzuleben, daß die Gesellschaft im Recht ist, wenn sie die Lahmlegung ihres wirtschaftlichen Lebens Sonderinteressen zuliebe nicht dulden will. Es gehört zu den edelsten positiven Aufgaben der Sozialdemokratie und der Gewerkschaften eine solche wahrhaft soziale Gesinnung unter ihren Anhängern zu erwecken und zu befestigen. Es geht nicht an die sozialen Pflichten immer nur anderen zu predigen, für sich selber aber das Recht auf rücksichtslosen Egoismus in Anspruch zu nehmen. *Jeder* Streik, mögen auch die durch ihn verfolgten Ziele noch so berechtigt sein, ist in unserer Lage ein Unglück. Für unser Volk, das nur durch auf das höchste gesteigerte Arbeit die Lasten aufbringen kann, die ihm der Vertrag von Versailles auferlegt hat, und das zugleich noch seine eigenen Kriegsschäden heilen muß, bedeutet der Ausfall des Produkts jeder Arbeitsstunde einen unwiederbringlichen Verlust. Unbegreiflich, daß Leute, die sich Sozialisten nennen, dies so leicht nehmen. Unverständlich, daß Sozialdemokraten, auch wenn sie die Gefahr sehen, die der deutschen Republik von dieser Art Streiks droht, sich nicht zu einer Kennzeichnung dieses antisozialistischen Treibens als solchen aufraffen. Man sucht die Ablehnung des Gemeindearbeiterstreiks den Genossen schmackhaft zu machen, indem man darauf hinweist, daß Proletarier darunter leiden. Die Tatsache ist richtig, aber ihre Anführung trifft nicht das Wesentliche und erweckt den Glauben, daß der Streik berechtigt wäre, wenn er Arbeiter nicht träfe. Entscheidend für die Sozialdemokraten muß aber sein, daß die gesamte Gesellschaft durch diese Streiks zerstört wird. Diesen Grundgedanken darf man nicht verwischen. Man muß auch den Mut haben das beanspruchte Streikrecht der Beamten, seien es staatliche oder solche der Gemeinde, zu verneinen und den Streik der Arbeiter in sozialen Betrieben, der sich gegen die Volksgemeinschaft selber richtet, nicht nur mit Worten abzulehnen. In der durch diese Streiks heraufbeschworenen furchterlichen Gefahr für die Volksgemeinschaft darf ein Sozialdemokrat auch ihren Beauftragten, den Behörden, die Mittel nicht verweigern, wenn es gilt die Gesellschaft gegen sie zu schützen.

Es muß ausdrücklich gesagt werden, daß die Verordnung des Reichspräsidenten *absolut gesetzlich* und *notwendig* war, und daß es ein schwerer Fehler gewesen wäre sie preiszugeben und die Urheber des Unheils durch Amnestie zu einer Wiederholung des Streichs anzureizen. Genau die selbe Stellungnahme wie im Eisenbahnbeamtenstreik ist aber gegenüber den Berliner Gemeindearbeitern nötig, wenn wir nicht in einigen Wochen das selbe

erleben wollen. Sozialdemokraten, die jetzt glauben gegen die Regierung aufzutreten zu müssen, um den billigen Beifall "radikaler" Schwadronneure zu ernten, wissen nicht, was sie wollen, und daß sie der sozialdemokratischen Sache das Grab schürfen. Leider ist der Fehler, der in diesem Fall gemacht wird, nichts Neues sondern liegt durchaus in der Linie der Politik, in die ein kurzsichtiges, nach Beliebtheit haschendes Demagogentum schon lange zum Schaden der Partei und des deutschen Volkes immer wieder verfällt. Solche Methoden finden sich bei allen Parteien; nur daß ich vor allem ihre Verderblichkeit für die Sache der Sozialdemokratie fürchte. Die Reichsregierung und die Fraktion haben ihre Stellung genommen wie es nötig war. Aber solche Agitatoren und Schreiber ohne Verantwortlichkeitsgefühl ziehen nicht die Folgerung, zu der die Reichsregierung sich bekannt hat, und wagen den Beamten nicht zu sagen, daß sie kein Streikrecht haben, den Arbeitern nicht, daß sie es nicht rücksichtslos gegen Leben und Gesundheit ihrer Mitbürger und gegen die Existenz des Staates ausnutzen dürfen. Deshalb scheuen sie sich auch Stellung zu dem eigentlichen Problem zu nehmen, das lautet: Wie kann die *Gesamproduktion* des deutschen Volkes gehoben werden?

Es ist klar, daß etwa mit einer Unterdrückung des Streiks und Entlassung der für ihn Verantwortlichen, so nötig solche Maßregeln sind, nichts Endgültiges gewonnen wird. Alle wissen, daß der Grund der sprunghaften Preissteigerung und damit der Not fast aller Volkskreise im Fallen unserer Valuta, das heißt letzten Endes in dem Mißverhältnis zwischen unserm Bedarf für Reparationen, Einfuhren und Erfüllung der staatlichen Aufgaben und unserer Produktion liegt; daß jede Lohnsteigerung das Elend nur vergrößert, indem sie mehr Papiergeld erfordert. Lohnerhöhungen wären dagegen ungefährlich und sogar produktiv, wenn sie in Formen erfolgen könnten, die zu einer *Steigerung der Produktion* führten. Ich weiß wohl, daß das Problem sehr schwierig ist. Es muß auch ein Mittelweg gefunden werden zwischen diesem Bedürfnis die Produktion von unfruchtbaren Kosten zu entlasten und der andern Notwendigkeit: nicht durch plötzliche Freisetzung von Arbeitskräften den Arbeitsmarkt zu stören und die Unterstützungspflicht der Gemeinden zu erhöhen, was auch wieder auf die Produktion zurückfiel. Deshalb werden auch diese Aufgaben nicht von heute auf morgen zu lösen sein. Dringend notwendig aber ist es, daß in der Arbeiterschaft Verständnis für diese im wahren Sinn sozialistische Anschauung verbreitet wird. Vorläufig merkt man wenig davon. Denn als bekannt wurde, daß im Reichseisenbahnministerium ein Entwurf ausgearbeitet wird, der die Zeiten bloßer Arbeitsbereitschaft ohne Anstrengung und produktive Leistung nur teilweise auf die 8stündige Arbeitszeit anrechnen will, wurde das nicht etwa als ein sozialer Fortschritt im Interesse der gemeinwirtschaftlichen Produktion und des Staatssäckels begrüßt sondern als empörender Eingriff in ein "Grundrecht" der Angestellten und Arbeiter mit Entrüstung bekämpft. Lesen diese merkwürdigen Sozialdemokraten, für die der soziale Charakter der Arbeitsleistung nichts anderes ist als eine Gelegenheit die eigenen Forderungen noch weit rücksichtsloser zu vertreten als bei minder wichtigen Produktionen, vielleicht aus der "materialistischen" Geschichtslehre Marxens eine Rechtfertigung heraus? Verstehen sie den Meister dahin, daß Ideen nur Schwindel seien, Vaterland und Nation bei den einen, Freiheit und Sozialismus bei den anderen, nur bunte Lappen, die sich der Klassenegoismus umhängt?

Man kann ja nicht gerade sagen, daß die Erlebnisse der letzten 8 Jahre dazu beigetragen hätten diese Verachtung von Menschen und Ideen zu entkräften. Und doch hat seinen Marx ganz falsch gelesen, wer nicht über die Nasenspitze seines persönlichen und Klasseninteresses hinausblickt. Die Wurzeln der politischen und sozialen Ideale liegen tiefer in der menschlichen Natur und dem Wesen der Gesellschaft, wenn auch das Verständnis der Massen für sie erst durch den Klassenkampf erweckt zu werden pflegt, in dem sie ihnen als Panier und Waffe dienen. Soll etwas Dauerndes auch für die Klasse geschaffen werden, so muß die Klasse wieder in die positiv schaffende, in die produktive *Gemeinschaft* eingehen. Keiner Klasse ist das in stärkerem Maß Daseinsbedürfnis als der Lohnarbeiterschaft, die sich gemäß ihrer Lebens- und Arbeitsweise nicht isolieren kann. Wer die sozialistischen Ideen in ihrer Allgemeinheit und Größe nicht versteht und nur enges Gruppeninteresse vertreten will, der muß sich wenigstens sagen, daß diese blinde, rücksichtslose Streikwütigkeit, diese Würgetaktik, vom rein praktischen Standpunkt falsch, daß sie undurchführbar ist und sich gegen ihre Urheber und die Sache selbst wendet, die sie fördern möchte. Was wir jetzt im Reich, und besonders in Berlin, erlebt haben, zerstört das Ansehen und die Kraft der Republik und treibt Millionen in die Arme der rückwärts gerichteten Politiker. Wenn diese dadurch wieder die Oberhand erlangen, werden vielleicht dann die Beamten und Kommunalarbeiter ein unbestrittenes Streikrecht erhalten? Die deutsche Sozialdemokratie sollte dies lieber nicht abwarten sondern den ihr "Streikrecht" proklamierenden Beamten, deren größter Teil am 8. November 1918 noch zur Vaterlandspartei gehört haben dürfte, und den "kommunistisch" aufgeregten Straßenbahnern, Gas-, Wasser- und Elektrizitätsarbeitern usw. mit Entschiedenheit erklären, daß das deutsche Volk keine Lust hat sich in dieser Zeit des Elends und der Schmach von ihnen auch das wenige zerstören zu lassen, was es noch besitzt.

## MAX SCHIPPEL · PRODUKTIONSNOTWENDIGKEITEN UND FINANZMASSNAHMEN



**Z**WANG zu realpolitischer Mitarbeit hat in ein paar Jahren den ganzen geistigen Zuschnitt der deutschen Arbeiterbewegung wesentlich umgestaltet. Aber vor den letzten notwendigen Folgerungen schrecken wir schließlich immer wieder zurück, und die einer vergangenen wirtschaftlichen und politischen Entwicklungsstufe entsprechende Denk- und Handlungsweise schleppen wir nicht nur wie ein Bleigewicht weiter mit uns herum. Diese Gewohnheit beeinflusst und beherrscht uns gerade dann, wenn wir am freiesten den neuen Geboten der Gegenwart folgen sollten.

Rings um uns in der Landwirtschaft, in der gewerblichen Rohstoffbeschaffung, in allen Hauptindustrien ist die produktive Leistungsfähigkeit erschreckend zusammengebrochen, aber geistig bleiben wir an die Gedankenwelt der versunkenen "Überproduktions"zeit (die vielleicht nur in unserer Einbildung lebendig gewesen war) gebannt. Wir sahen noch bis vor kurzem in der beliebigen Massenkonsumsteigerung und sogar in den unproduktiven Ausgaben des Staates und der einzelnen die Rettung des Kapitals selber vor ersticken-der Absatznot und anhaltender Krisis, und wir entschließen uns noch heute

schwer zu der Vorstellung, daß Bodenkräfte erlöschen und Kapitalien sich aushöhlen und aufzehren können, und daß nur die Mehrproduktion uns vor schleichender Verkümmern und vor tödlichen Krisen, freilich ganz anderer Art als in der Vergangenheit, zu retten vermag.

Wir wollen Teilhaber an der Produktionsbestimmung sein und in zunehmendem Maß werden. Aber wir behandeln nach wie vor diese Produktion mißtrauisch wie etwas uns Halbfeindliches oder zum mindesten doch Gleichgültiges und reden über den "Produzentenstandpunkt" verständnislos wie nur je ein liberaler Händler, der im "billigen Einkauf" die erste und beste Hälfte der gesamten Nationalökonomie erblickt. Wir freuen uns über jeden vergänglichen Scheinerfolg der ausführenden Arbeit gegenüber der Produktionsleitung, selbst wenn die wirksamsten Triebkräfte des Produktionsaufschwunges dadurch erlahmen, und die Desorganisation des Wirtschaftslebens rasend rasch um sich greift. Weil uns die wirtschaftlich erzwungene Mehrarbeit für ein autokratisches Privatkapital kulturwidrig und überlebt erschien, glauben wir aller, sogar jener Mehrarbeit ausweichen zu können, die auf jeder menschheitlichen Produktionsstufe zur Erhaltung und Erweiterung des Produktionsapparats notwendig war, und die unter den heutigen Umständen vollends unumgänglich ist, weil es neben der Erfüllung der normalen Produktionserfordernisse weiter noch den Produktionsapparat erstmals wieder aus Verstümmelung und Lähmung zu befreien gilt, und weil die außenpolitische Not- und Zwangslage einen außergewöhnlichen Tribut aus der nationalen Gesamtleistung erfordert, der eben erarbeitet sein will, solange wir ihn nicht gewaltsam abzuschütteln oder wunderwirkend aus dem Nichts hervorzuzaubern vermögen.

Von dem Produktionsergebnis so viel als möglich der schaffenden Arbeiterklasse zuzulenken wird natürlich immer ein erstrebenswertes Ziel bleiben, das in einer Zeit rapid sinkenden Geldwerts und innerlicher Entwertung der Geldlöhne doppelt an Bedeutung gewinnt. Aber jede errungene Einkommenssteigerung bleibt nominell, wenn den gesellschaftlichen Warenanweisungen, die heute in die Geldform sich kleiden, nicht entsprechende Warenmengen, die zuvor erzeugt sein müssen, gegenüberstehen. Vermehrter Umlauf solcher bloßen Anweisungen ohne Steigerung des Produktionsertragnisses führt nur zur inhaltleeren Rechnung in erhöhten Summen, zur künstlichen Aufpumpung des Verkehrsgetriebes mit nichtssagenden Wohlstandsziffern, zu jener endlosen Jagd nach dem stets vorausseilenden Schatten, bei der allen Beteiligten der Atem ausgeht und keinem ein dauernder, wirklicher Erfolg beschieden sein kann.

**G**ENAU wie mit den Löhnen und den Lohn- und Mehrwertaus-einandersetzungen geht es uns mit den Staatsfinanzen und den politisch-sozialen Steuerkämpfen, nur daß wir hier, abermals von innerlich längst überholten Vorstellungen und Forderungen zehrend, eher noch mehr bereit sind uns mit dem bloßen Schein und den allernächsten, überaus vergänglichen Wirkungen zu begnügen und auf die wirklich durchschlagenden Zielsetzungen zu verzichten. Alles ordnet sich uns, wie ehemals, dabei den 2 Fragen unter: ob der Besitz genügend herangezogen ist, und ob die Schlußsummen in Ausgabe und Einnahme sich ungefähr auszugleichen versprechen. Damit trifft man aber heute keineswegs mehr den springenden Punkt für die Arbeiterklasse und die Sozialdemokratie.

Wie wenig solche rein äußerlichen Finanzkünste helfen können, wird man wahrscheinlich demnächst an den Reichsbetrieben von neuem beobachten können. Das Defizit der Eisenbahnen und Posten soll wieder einmal durch die angeordnete Erhöhung der Güter- und Personentarife gedeckt sein. Doch die Höhe der Transportkosten bildete bisher schon einen ganz wesentlichen Faktor der allgemeinen Waren- und Lebenshaltungsverteuerung und damit wiederum der Steigerung der Eisenbahnausgaben selber: im August 1921 mußte man deshalb mit einem Schlag in dem bereits aufgestellten Haushaltsentwurf für 1922 die Ausgabenseite (ursprünglich 42,9 Milliarden Mark) um nicht weniger als 23 Milliarden erhöhen. Aus diesem verhängnisvollen Kreislauf kommt man demnach durch Schaffung solcher neuen rechnerischen Einnahmeziffern niemals halbwegs befriedigend heraus, und die wirkliche Sanierung wurzelt hier gleichfalls im produktionsellen Gebiet: in der Rationalisierung des ganzen Betriebs, unter Ausmerzung aller toten Kosten, die überflüssigen Arbeitsaufwände eingeschlossen; und auf der andern Seite in der systematischen Steigerung aller Leistungen, die Arbeitsleistungen davon nicht ausgenommen. Doch dieses letzte, entscheidende Zugeständnis macht uns regelmäßig Pein, und nur das Unzulänglichste wird hier gewöhnlich Ereignis. Aber da in der Schlußrechnung vorläufig der Fehlbetrag eliminiert ist, so glauben wir nicht bloß die Entente sondern uns selber und unsere Wähler mit solchen Beweisen des guten Willens beschwichtigen zu können; und diese Änderungen auf dem Papier entheben uns zunächst scheinbar der Notwendigkeit Änderungen in unserer Wirtschaft vorzunehmen.

Um neben dem Massenverbrauch den Besitz heranzuziehen, forderten wir die Erfassung der Sachwerte und stimmten dann wenigstens der Zwangsanleihe zu. Um den Ansprüchen der Entente nach Möglichkeit nachzukommen, setzte man den Zwangsanleihebetrag nicht in Papier- sondern in Goldmark (1 Milliarde) fest; was, den Tag der Absendung des Reparationsplans als Stichtag genommen, etwa 50 Milliarden Papiermark ergäbe. Aber ganz abgesehen davon, ob die deutsche Produktion zu ihrer Neuanpassung an die gegenwärtigen und kommenden internationalen Marktverhältnisse nicht demnächst ihren privaten Kredit ohnehin auf das äußerste wird anspannen müssen, und ob große Teile des Unternehmertums, vor allem der Landwirtschaft, dazu ihren ungeschmälerten Besitz nicht als Unterlage brauchen werden: das ganze Vorgehen ist wiederum unlösbar mit dem Stand unserer Valuta verknüpft und weist somit erst recht auf das Produktionsproblem zurück. Eine produktionsell hochstehende Wirtschaft wird den Aderlaß der Zwangsanleihe ohne Schwierigkeit überwinden können. Bei einer produktionsell wenig widerstandsfähigen Wirtschaft jedoch werden die Zwangsanleihebeträge wiederum den Markt oder als Pfandobjekt die Darlehenskassen aufsuchen und den Zahlungsmittelbedarf, ohne Vermehrung der für den persönlichen oder produktiven Verbrauch verwendbaren Güter, nochmals steigern. So wenig wir von den fiktiven Werten hatten, die seit Jahr und Tag täglich und stündlich aus der Notenpresse hervorquollen, so wenig werden schließlich Staat und steuerzahlende Masse von der bloßen Ablenkung von vorher schon vorhandenen Einkommens- und Vermögensteilen aus der Wirtschaftssphäre nach den Staatskassen haben.

Ebenso sind die Staatsfinanzen ganz allgemein an das Schicksal der Valuta gekettet, und jedes mühsam erreichte staatsfinanzielle Gleichgewicht hängt

heute hilflos von den unberechenbaren Launen des Devisenmarkts, von dem Außen- und Binnenwert unserer Valuta ab. Es streift deshalb an das Groteske von einem ins Gleichgewicht gebrachten Staatshaushalt sprechen zu wollen, solange die Geldentwertung mit jeder Woche und jedem Monat die sachlichen und persönlichen Ausgaben weiter lawinenartig anschwellen läßt. Gegen die Valutamisere jedoch gibt es, wie hier so oft dargelegt wurde, nur das eine Mittel: Mehrproduktion; Mehrproduktion, um den Bedarf nach Auslandserzeugnissen und damit die Zahlungen nach dem Ausland einzuschränken; Mehrproduktion, um an das Ausland zu liefern und Zahlungsansprüche an das Ausland zu erwerben; Mehrproduktion endlich, um die Reparations-sachwerte aufzubringen, nachdem die fälligen Goldwerte aus dem Überschuß unserer Ausfuhr gedeckt sein mögen.



AS sollen da noch Vorstellungen und Vorschläge, die man unverändert aus der Zeit der Überproduktion übernommen hat? Und wenn man, wie neulich auch die Freiheit, dem Artikel Hugo Lindemanns in den Sozialistischen Monatsheften darin beistimmt: »eine wirkliche dauernde Verbesserung der Lage der Arbeiterklasse sei nur durch eine Steigerung der Produktion möglich«<sup>1</sup>, glaubt man, wenn einige murrende Stimmen gegen das Fiedenkliche solcher Zugeständnisse laut werden, sich selbstzufrieden darauf zurückziehen zu können, daß diese für unentbehrlich erklärte Rationalisierung der Produktion ausschließlich Sache des Unternehmertums sei?: »Das Kapital denkt nicht daran diesen . . . Ausgleich durch eine Verbesserung der Produktionsmethoden, die Unkosten verursachen würde, herbeizuführen . . . Es bleibt also dabei: Gegen eine Vergrößerung der Produktionsmenge haben wir nichts, aber der Weg dahin führt nur über die Rationalisierung der Wirtschaft. Herr Lindemann mag seine Mahnungen also an das Unternehmertum richten.«

Die Freiheit bringt sich durch diese Echternacher Springprozeptionspolitik selber in eine recht unglückselige Lage. Die Erfüllung der unumgänglichen Voraussetzung für eine »wirkliche dauernde Verbesserung der Lage der Arbeiterklasse« soll ausschließlich durch Mahnungen an das Unternehmertum über dessen Produktionspflichten gefördert und erzielt werden? Und der Arbeiter sollte trotz allem Wandel der Zeiten noch immer so sehr bloßes Objekt des Produktionsprozesses geblieben sein, daß ihm bei der notwendigen Hebung der produktionalen Leistungsfähigkeit nur die Rolle eines stummen und passiven Zuschauers zufallen könnte? Und dies alles noch immer, nachdem selbst die sozialistische (unabhängige und mehrheitssozialistische) Mehrheit der Sozialisierungskommission gegen die bisherige Personalvermehrung auf Eisenbahnstrecken mit schwächerem Betrieb, für Prämien und Akkorde (die doch nur als Anreiz zur Leistungssteigerung gedacht sein können), gegen den »schematischen Achtstundentag« und für »besondere Bewertung der Dienstbereitschaft«, also abermals für ein, außerhalb des Rahmens der bloßen Rationalisierung des sachlichen Produktionsapparats liegendes Mittel der größeren Arbeitsergiebigkeit sich unumwunden ausgesprochen hat?<sup>2</sup>

1) Siehe Lindemann Die Mitwirkung der Arbeiterklasse beim wirtschaftlichen Wiederaufbau, in diesem Band der Sozialistischen Monatshefte, Seite 1 ff.; und dazu den Leitartikel, ferner längere Ausführungen Vergrößerung der Produktionsmenge, in der Freiheit vom 30. Januar und 1. Februar 1922.

2) Siehe Schippel Die Eisenbahnfrage, in diesem Band der Sozialistischen Monatshefte, Seite 83 ff.

Ist die Stellung der Arbeiterklasse im Wirtschaftsleben und im Produktionsprozeß eine andere geworden, und soll sie fortgesetzt sich heben, so ist es auch nicht mehr angängig Verantwortungen abzulehnen, bloß weil sie im Augenblick oder nach überlieferter Anschauung nicht gerade willkommen und bequem sein können. Erst dann steht die Arbeiterklasse auf der Höhe ihrer geschichtlichen Aufgabe, wenn sie Produktionsnotwendigkeiten nicht bloß sachlich vorurteilslos zu würdigen sondern freiwillig ohne Rücksicht auf die Vorstellungen und Forderungen einer nunmehr hinter uns liegenden Zeit zu erfüllen bereit ist.

## HERMANN SCHÜTZINGER · DIE WURZELN DER DEUTSCHEN NIEDERLAGE IN DER KAISERLICHEN ARMEE



Im November 1918 ist auf den französisch-belgischen Schlachtfeldern das bedeutendste Kriegsinstrument der Weltgeschichte, die preußisch-deutsche Armee der jüngsten Vergangenheit, zerschlagen worden. Dem "Wunder an der Marne" des Jahres 1914, das dem Vormarsch des deutschen Heeres Einhalt tat, hat sich das vom Herbst 1918 angereicht, das die Zerstörung des deutschen Kriegskolosses bewirkte. Die ehemaligen Lenker der mächtigen deutschen Kriegsmaschine mühen sich seitdem verzweifelt ab diese beiden "Wunder" als ein tragisches Geschick politischen Verrats hinzustellen, ohne zu ahnen, daß die Abwehr des deutschen Vormarsches sowohl wie die Kapitulation des deutschen Heeres keine Wunder waren sondern lediglich die zwangsläufige Folge der verfehlten militärischen Leitung im Krieg und Frieden. Die Kunst im Krieg zu siegen ist keine Geheimlehre, die sich durch eine Art Zauberformel übertragen läßt, sie ist keine Wissenschaft, die man von einer Generation auf eine andere verpflanzen kann, sie ist lediglich eine Technik der Vereinigung des Führerwillens mit der gründlichen Durchdenkung der operativen Lage unter Berücksichtigung der tatsächlichen Gegebenheiten. Die Handhabung solcher Technik durch die Führer aller Grade kann nur das Ergebnis einer jahrzehntelangen Erziehung der Armee im Frieden sein.

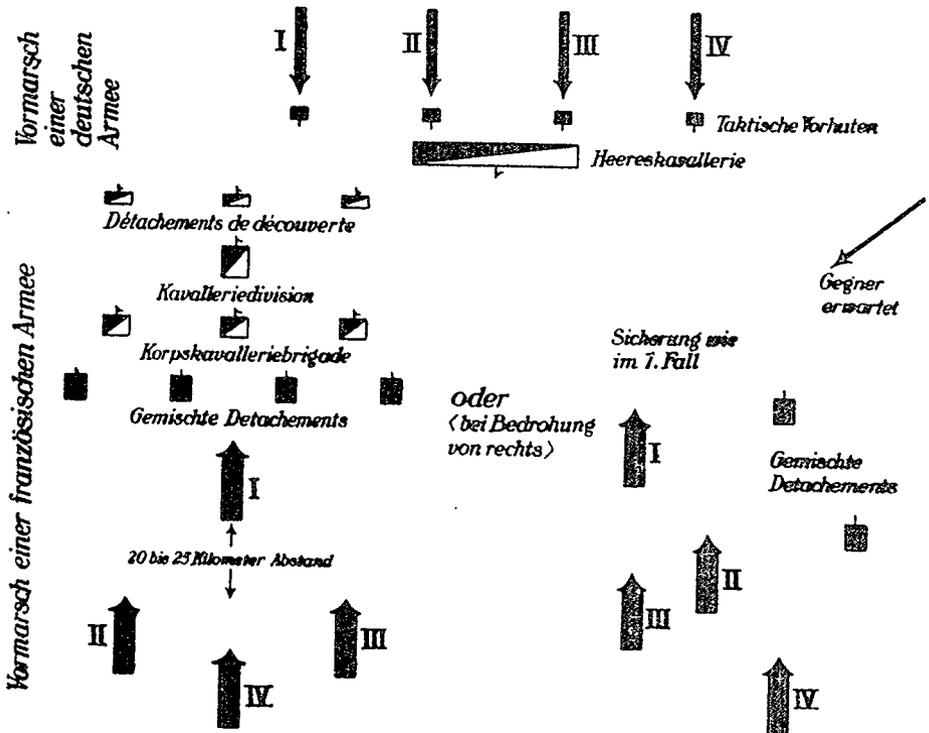
Die Kriege der Jahre 1866 und 1870-1871 haben der preußisch-deutschen Armee große Erfolge der höhern und der Truppenführung gebracht. Diese hatten aber leider eine Überschätzung des eigenen Könnens und eine Nichtachtung des Gegners zur Folge. Und daraus entwickelte sich die neudeutsche Strategie, die in ihrer völlig falschen Bewertung der eigenen und der gegnerischen Truppe den Keim zum Zusammenbruch des deutschen Heeres legte. Die Überlegenheit der Führung im Krieg 1866 war mehr persönlicher Art: Ein Benedek konnte einem Moltke niemals die Stirn bieten. Die durch den Krieg des Jahres 1866 außerordentlich gesteigerte Selbstsicherheit Moltkes konnte 1870-1871 weitere, leicht zu erwerbende Triumphe feiern. Und die Erfolge der Truppe erklären sich daraus, daß ihr 1866 das dem Gegner weit überlegene Zündnadelgewehr, 1870 die äußerst wirkungsvolle Feldgranate zustatten kam. Zu der hierdurch bewirkten militärtechnischen Überhebung gesellte sich noch der im preußischen Offizierkorps großgezüchtete Klassendünkel, um eine Geistesverfassung zu erzeugen, die uns die Waffenwirkung und die militärische Arbeit der anderen Nationen verkennen ließ.

Zwei Faktoren müssen der Führung im Krieg den Erfolg bringen: die Erkenntnis und der Wille. Die Männer, die das deutsche Volk für den Weltkrieg erzogen, mißachteten die Bedeutung der Erkenntnis und beschränkten sich darauf den Führerwillen bis zur Karikatur zu steigern. Den Weltkrieg 1914-1918 verlor Deutschland, trotz heldenmütiger Hingabe der Truppe, infolge sinnloser Vergeudung von Menschenleben und wegen des Mangels an strategischen und taktischen Ideen. Das erste Erfordernis einwandfreier Kriegsvorbereitung ist: *Taktik und Waffenwirkung in Einklang mit einander zu bringen*. Jeder Fortschritt der Waffentechnik mußte seine Wirkungen auf die Kampfformen der 3 Hauptwaffen ausüben, ebenso wie jede Intensivierung der Belagerungsmittel einen Umbau der Festungsanlagen erforderte.

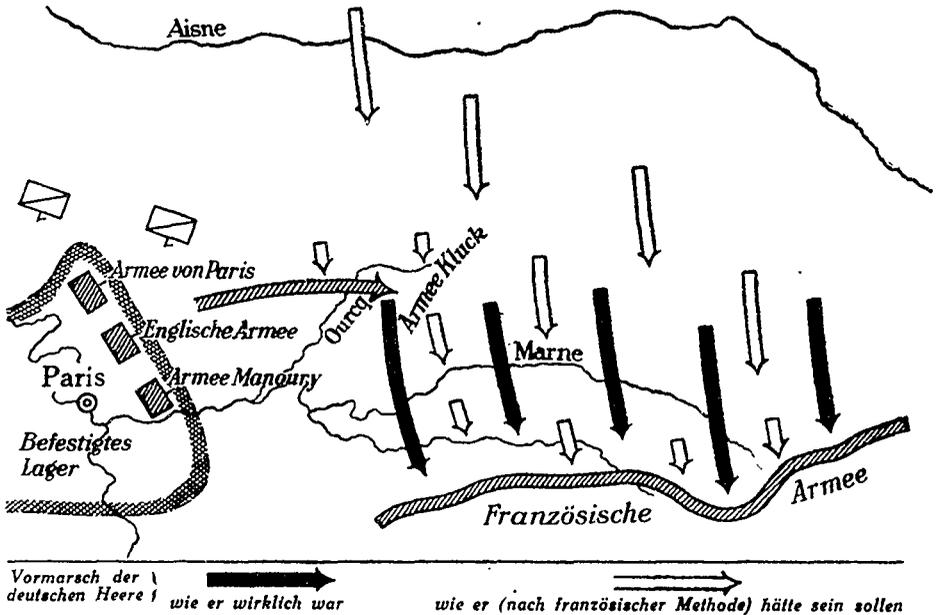
Schon im Krieg 1870-1871 zeigte es sich, daß das *Infanterieexerzierreglement* mit seiner übermäßigen Betonung der geschlossenen Formen ganz veraltet war. Der einzige, der dagegen Sturm lief, war ein Truppenoffizier, der mit seiner Kompanie an den Hängen bei Wörth dank der unsinnigen infanteristischen Taktik furchtbare Verluste erlitten hatte: der Hauptmann von Boguslawsky. Seine Warnungen wurden viele Jahre hindurch von dem unnahbaren Generalstab in den Wind geschlagen. Die militärtechnisch hochinteressante Schlacht von Plewna /1878/ fand in allen europäischen Armeen die größte Beachtung, nur nicht in der deutschen. Während das kurz darauf neu ausgegebene französische Exerzierreglement breite Kapitel dem "Gefecht", der Grabentechnik und Bildung von Schützenschwärmen widmet, erhält sich in der deutschen Armee bis kurz vor dem Krieg noch die Gepflogenheit den gesamten Dienst auf die Bildung und Bewegung geschlossener Kolonnen bis zum Bataillon und Regiment zuzuschneiden und lediglich zum Schluß so nebenbei eine kurze Schwarmübung durchzupeitschen. Ich war selbst Zeuge, wie im Frühjahr 1914 der Kommandierende General des 1. Bayrischen Armeekorps auf dem Exerzierplatz von Regensburg die Führung eines geschlossenen Bataillons durch Kommando auf dem Gefechtsfeld verlangte: geradezu eine Ungeheuerlichkeit, die dem Zeitalter Friedrichs II. alle Ehre gemacht hätte. Typisch für den Geist dieser militärischen Volkserzieher war, daß die Einführung des Rohrrücklaufs für das Feldgeschütz im deutschen Heer lange Jahre nach Ausstattung der französischen Feldartillerie bekämpft wurde. Wäre um die Jahrhundertwende ein Krieg mit Frankreich ausgebrochen, so hätte die französische Artillerie etwa die 25fache Feuer- geschwindigkeit der deutschen besessen. Auch sträubte man sich die Konsequenzen der gesteigerten artilleristischen Waffenwirkung für die Kampf- formen der Infanterie zu ziehen. Ich habe im Frühjahr 1914 eine militäri- sche Spezialarbeit, die sich über all dieses ausließ, von meinem Regiments- kommandeur mit folgender Bemerkung zurückerhalten: »Derartige unreife Kritik an den Bestimmungen Allerhöchster Vorschriften beweist die Unmög- lichkeit den Verfasser in einer Vertrauensstellung zu verwenden.«

Die Ungeistigkeit und Verachtung der gegnerischen Führung zeigt sich zunächst in der Ausgestaltung der neudeutschen Strategie, der *Operation*. Für die Führung der Operation gibt es keine Lehre. Lediglich die Intuition, neben der aus Manövererfahrung und Kriegsgeschichte geschöpften Kenntnis, ist maßgebend. Trotzdem bildeten sich in den Armeen aller Großstaaten Schulen oder Richtungen, die in den meist geheim gehaltenen Anleitungen für die höheren Truppenführer zur Geltung kamen.

Wenn wir die deutsche und die französische Auffassung über die strategische Operation mit einander vergleichen, so sehen wir etwa dieses: Der *deutsche* Generalstab forciert den Führerwillen, verachtet die Maßnahmen des Feindes und erstrebt die Erreichung des operativen Ziels ohne Rücksicht auf die hierdurch entstehenden Ausfälle an Material und Menschen. Er verlangt deshalb den Angriff mit bereits festgelegtem Ziel in breiter Front ohne Zurückhaltung von Reserven zum Zweck des "Manövers" auf dem Kriegsschauplatz. Der *französische* Generalstab dagegen weist jede Bindung an einen vorher gefaßten Plan ab. Sein Standpunkt ist, daß der Führer sich seine Idee erst auf dem Schlachtfeld nach den einlaufenden Nachrichten über das Verhalten des Feindes formen müsse. Er hält es für die wichtigste Aufgabe sich für den Augenblick der Entscheidung intakte Reserven aufzubewahren und den Feind durch andauernde Verluste, die man ihn erleiden läßt, zu zermürben; hierzu bildete er sich seine *détachements mixtes*, das heißt vorgeschobene Verbände zur Aufklärung über den Feind und zur Sicherung des eigenen strategischen Vormarsches gemäß der am Schlachtfeld reifenden Idee. Die Quintessenz aller französischen Taktik und Strategie während der Kriegsvorbereitung war das "Fechten aus der Tiefe". Die Bewegungsformen der deutschen und der französischen Armeen werden durch das nachstehende Schema, das der Generalstabsmajor Kaspar in einem im Frühjahr 1914 gehaltenen Vortrag aufgestellt hat, verdeutlicht:



Betrachten wir dieses Schema genauer, so wird uns eines sofort klar: daß wir mit einer derartigen "Büffelstrategie" die Marneschlacht des Jahres 1914 und damit den Weltkrieg verlieren mußten. Die folgende Skizze dieser Schlacht zeigt uns das zur Evidenz:



Diese Skizze stellt den Vormarsch der deutschen Armeen über die Marne in dem Augenblick dar, in dem der Flankenstoß Gallienis aus Paris mit seinen 3 Armeen über den Ourcq erfolgte. Wenn es sich auch hier nicht um einen unbelästigten Vormarsch "gegen" den Feind sondern um ein Nachdrängen hinter dem Feind handelt, so hätte ein nach französischer Art operierender Feldherr zunächst einmal seine gesamte Kavallerie gegen das befestigte Lager von Paris vorgeführt und seine Armeen in dem durch diese Skizze angedeuteten Sinn gruppiert. Solche Gruppierung hätte es ihm ermöglicht nicht nur den Vorstoß Gallienis zu parieren sondern diesen neuerdings zu umfassen und (Gallieni hatte alles auf eine Karte gesetzt und das letzte Territorialbataillon aus Paris herausgezogen) über Paris hinweg der gesamten französischen Feldarmee in Flanke und Rücken zu stoßen. Das wäre ein entscheidender militärischer Sieg gewesen. Es war also nicht "Pech" oder "Unglück" oder Entschlußlosigkeit der Obersten Heeresleitung, was uns 1914 die Schlacht an der Marne verlieren ließ, sondern das System unserer Friedenserziehung.

Die deutsche Strategie kannte nur ein Rezept: Das war die Umfassung und der Angriff. Wehe dem Stabsoffizier, der auf einem "Kriegsspiel" die Absicht geäußert hätte aus bestimmten Gründen mit Teilkraften an einem geschlagenen Feind zu bleiben, seine Reserven zurückzuhalten und *nicht* zur umfassenden Verfolgung anzusetzen! Er wäre zur selben Stunde nach Hause geschickt worden. Es war nicht ein Leichtsinns des Führers der rechten deutschen Flügelmee, des Generals von Kluck, was ihn veranlaßte sich blindlings von Antwerpen bis südöstlich Paris um den Flügel der französischen Armee herumzuklammern, ohne ihn jemals umfassen zu können: Es war die äußere Krankheitserscheinung eines durch Kultivierung des Starrsinns und Verachtung der Idee von dem Wettkampf gleichwertiger Einheiten im operativen Manöver vergifteten militärischen Körpers. Während

des ersten Teils seines Vormarsches hatte von Kluck wenigstens eine Flügelstaffel in Form eines Armeekorps herausgeschoben. Bei der Annäherung an Paris ließ er diese aber so bedenklich vorausschießen, daß die Umfassung Manourys am Ourcq katastrophal wirken mußte. Von einer Heeresreserve der Obersten Heeresleitung war unglaublicherweise überhaupt nicht die Rede. So ist Kluck, und mit ihm die deutsche Armee, letzten Endes ein Opfer des deutschen *Umfassungswahnsinns* geworden. Wie war es möglich, daß ein solcher Aberglaube so fest eingehämmert werden konnte?

Die Umfassung hat in der Kriegsgeschichte eine große Rolle gespielt.<sup>1</sup> Sie führte zum Sieg, wenn ein Meister der Manövriertechnik einem schwerfällig und un gelenk geleiteten Heer gegenüberstand. So stand Friedrich II. gegen die russisch-österreichische Armee, Napoléon gegen den Feind auf allen Kriegsschauplätzen, auch noch Moltke gegen die Generale des Zweiten Kaiserreichs. Hier gelang es dem überlegenen Strategen meistens durch Einwirkung auf die Rückzugslinie des Feindes entscheidende Siege zu erfechten. Gegen einen wachsam und sachgemäß gegliederten Gegner ist die Umfassung völlig aussichtslos, wie eine Analyse ihrer, auf der folgenden Skizze dargestellten 3 Arten erweist.

Umfassung durch Überflügelung  
(Umklammerung)



Umfassung durch Hinausschieben  
(Winkelumfassung)



Strategische Umfassung



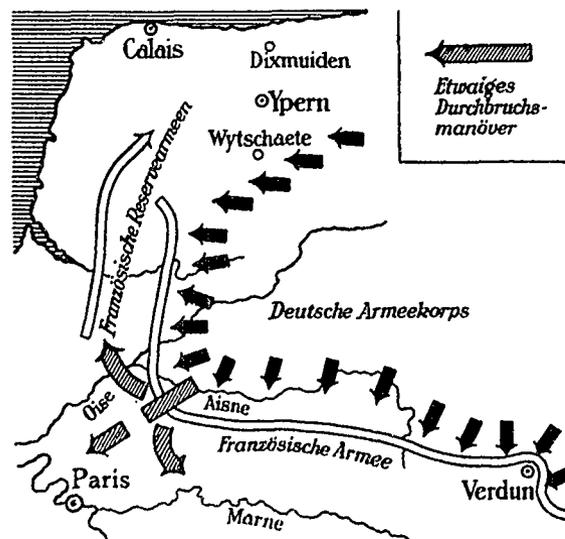
Das Generalrezept der deutschen Militärschulmeister verlangte die "Winkelumfassung". Durch das Hinausschieben der Truppe geht Zeit verloren, die dem Gegner zunutze kommt. Er kann bequem Gegenmaßregeln treffen durch Entfaltung und Entwicklung seiner Flügelstaffeln. Selbstverständlich wird ein rühriger Gegner die Entscheidung rasch suchen, während die Umfassungstruppe hinausmarschiert. Genau so wirkungslos ist die "Umklammerung" gegen einen aufmerksamen Feind. Sie tritt ja noch sinnenfälliger zutage, da sie sich im Gesichtsbereich der fechtenden Truppe abspielt. Die strategische Umfassung ist nur durch Heranführen von Verbänden aus einem weit seitlich der Front gelegenen Gelände möglich. Sie kann nur glücken, wenn der Gegner die Beobachtung seiner Flanken in sträflicher Weise unterläßt (so Kluck an der Marne), oder wenn er zahlenmäßig außerordentlich unterlegen ist. Die strategische Umfassung ist den Deutschen auf der Westfront nie geglückt, wohl aber einmal den Franzosen: an der Marne. Recht bedauerlich für die deutsche Armee, deren A und O in sämtlichen Übungen vom Infanteriezug bis zum Korpsmanöver die Umfassung war. Sie lieferte das Schema für sämtliche Übungen. Immer die ganz widersinnige Idee, der betreffende Verband sei allein auf weiter Flur oder auf dem Flügel einer großen Armee; und nun fingen sie an die Umfassung zu manövrieren, vom Feldwebel bis zum Kommandierenden General. Das Gefecht der eingerahmten Truppe wurde mit Unlust betrieben und das *Durchbruchmanöver* der Franzosen verlacht. Hierin liegt der zweite tiefere Grund, warum das "Wunder an der Marne" geschehen konnte.

<sup>1</sup>) Siehe Schützinger *Feldherrnkult* und *militärische Kritik*, in diesem Band der *Sozialistischen Monatshefte*, Seite 88 ff.

Wenn wir die vorstehende Skizze noch einmal vornehmen, so sehen wir, daß im Augenblick der Umfassung der deutschen Front am Ourcq die französische Front durch eine der mittleren Armeen bereits durchbrochen war. Die Tatsache, daß die deutsche Oberste Heeresleitung viel zu weit rückwärts und ohne Einfluß auf den Verlauf der Operationen war, sollte nicht ausschließen, daß jahrzehntelang geschulte Armeeführer von selbst die richtigen operativen Manöver zur Rettung der gefährdeten Lage in kameradschaftlicher Zusammenarbeit ausführen würden. Die deutschen Armeen konnten die Situation noch retten: durch Abwehr am Ourcq und Durchbruch an der Marne. Dazu hätte es aber gewandter und geschmeidiger Armeeführer und einer für das Durchbruchverfahren hervorragend geschulten Truppe bedurft. Die deutschen Bataillone und Regimenter waren aber nicht einmal für die wichtigste Aufgabe moderner Massenheere: für den *taktischen* Durchbruch und die Umklammerung zwischen den unvermeidlichen Lücken der Armeen, vorbereitet.

So wurde die Marneschlacht doppelt verloren: durch den Umfassungswahnsinn des Flügelkorps und durch das Unvermögen des Zentrums seinen taktischen Durchbruch zu einem strategischen auszugestalten. Der tiefere Grund hierzu aber lag in der Erziehung zur dünkelfhaften Ablehnung dessen, was das französische Heer uns lehrte.

Für eine geistlos und lediglich nach dem Umfassungsrezept arbeitende deutsche Heeresleitung mußte mit dem Verlust der Schlacht an der Marne auch der Bewegungskrieg im Westen verloren sein. Das Festhalten der Aisne mit einer strategisch geschlagenen, taktisch aber siegreichen Truppe war eine Selbstverständlichkeit. Die französische Armee hatte ihre Bewegungsfreiheit wiedererlangt, und so war, bei ungefähr gleich starken Kräften, der "Wettlauf der Reserven nach dem Meer" zum Schutz der beiderseitigen Armeeflügel die natürliche Folge. Ein deutsches Feldherrngenie wäre nun vor die Frage gestellt worden:



Wie ist mit den 10 Divisionen vor Begeisterung glühender Kriegsfreiwilliger unter Ausnutzung einer operativen Idee der Marnerückzug in einen deutschen Sieg zu verwandeln? Da aber das Wort Durchbruch aus dem Lexikon des deutschen Generalstabs gestrichen war, mühte man

sich mit krankhaft anmutender Beharrlichkeit ab den naturgemäß täglich sich nach Norden verlängernden französischen Flügel unter Aufopferung von Hekatomben von Menschen strategisch zu umfassen. Natürlich umsonst; denn der Gegner ist eben meist ebenso schlau wie wir. Die Blüte der deutschen Jugend wurde bei Wytschaete, Ypern und Dixmuiden zu einem

sinnlosen, durch Artillerie gar nicht oder unzulänglich unterstützten Angriff vorgehetzt, als Todesopfer der Führerbeschränktheit. Den etwa gleich starken Heeren mußte es bei gleicher Qualität der Verkehrsverbindungen gelingen ihre Flügel aus Abgaben aus der übrigen Front zu verlängern.

Eine überragende deutsche Führernatur hätte sich, bei der Aussichtslosigkeit in diesem Flankenringen noch zu siegen, vielleicht entschlossen die neue Kraftquelle der Kriegsfreiwiligendivisionen mit den an der Aisne stehenden, bis jetzt siegreichen Armeen des deutschen Vormarschflügels vorwärts zu werfen, die französische Armee in 2 Teile zu zerschlagen, beiderseits aufzurollen und zu vernichten. Das wäre möglich gewesen. Denn die französische Abwehrfront war noch nicht erstarrt, sie war erst einige Wochen alt; die deutschen Truppen waren zwar sehr ermüdet, aber 1914 noch vom besten Geist beseelt. Warum geschah es also nicht? Weil die deutsche Heerführung es abgelehnt hatte vom Gegner zu lernen; weil ihre Einheiten nicht dazu erzogen waren im Durchbruchverfahren zu manövrieren. So gehören auch die Unterlassungssünden an der Aisne 1914 und der sinnlose "Kindermord" von Wytschaele und Ypern zu der Kette von Aktionen und Versäumnissen, die den Zusammenbruch bewirkten. Der deutsche Angriff scheiterte also durch seine Plumpheit, Schwere und durch die Unfähigkeit der Führung gegen einen vollwertigen Gegner zu manövrieren, letzten Endes durch die hochmütige Abweisung der Lehren, die wir bei unseren Feinden uns holen konnten.

Genau so verhielt es sich mit dem Problem der *Verteidigung*. Der oben

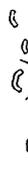
genannte Major Kaspar hatte 1914 auch die beistehende schematische Skizze einer französischen Verteidigungsstellung entworfen, die ebensogut einen deutschen Regimentsabschnitt vom Jahr 1918 hätte darstellen können. Die Kriegserfahrung hat diesem

\*Muschelensewehre



Vorposten

(Machements de couverture)



Vorstellung



Zwischenstellung Hauptkämpfstellung

System der Tiefgliederung der Verteidigung vollkommen recht gegeben. Spott und Hohn von deutscher Seite war die Antwort auf den Abschnitt Verteidigung im französischen Exerzierreglement vom 15. November 1912. Einer unserer wissenschaftlichsten Kommandeure, der bayrische General der Artillerie von Höhn, schrieb in einer Divisionskommandoverfügung der 6. Bayrischen Division vom 22. April 1914: »Das französische Verteidigungsverfahren ist verwickelt und gekünstelt. Selbst wenn man in diesem Verfahren geübte Führer und Truppen annimmt, so kommen sie doch über die Tatsache nicht hinaus, daß im Krieg nur das Einfache Erfolg verspricht.« Hinter dieser Formel des Exerzierreglements verbarg sich alle Geistlosigkeit der neudeutschen Militärwissenschaft.

Die Frage, ob durch falsche Erziehung unserer deutschen Truppenführer für den Angriff wie für die Verteidigung das Mark des Heers ausgezehrt und der letzte Rest der Widerstandskraft aufgesaugt worden ist, hat eine für die Beurteilung des Zusammenbruchs grundlegende Bedeutung.

Der französische General Buat führt die Endentscheidung des Krieges auf die Kunst des Führers zurück sich nach Aufbrauch der Reserven des Geg-

ners noch frische Kräfte zur Schlußaktion erhalten zu haben.<sup>2</sup> Ist unsere deutsche Führung aber nicht geradezu blindwütig mit dem deutschen Menschenmaterial umgegangen? In der Tat haben die Erzeugnisse des Angriffs- und Umfassungswahnsinns sowohl wie des bornierten Festhaltens an dem *einen* Verteidigungsgraben die Endniederlage nicht allein durch den strategischen Verlust der Marneschlacht und die vielen taktischen Rückschläge der Jahre 1915 und 1916 vorbereitet sondern noch viel mehr durch die Verluste an unersetzbaren Menschenleben.

Waren seine höheren Führer ihrer Aufgabe in keiner Weise gewachsen, so besaß Deutschland doch ein ausgezeichnetes, hingebendes, todesverachtendes Truppenoffizierkorps. Es ist ein öffentliches Geheimnis, daß in den ersten Wochen des Krieges durch Angriffshetze und Umfassungswahnsinn drei Viertel des aktiven Offizierkorps zur Strecke gebracht worden sind. So hetzte der Kommandeur der 30. Reservedivision in den Vogesen, ohne taktische und strategische Notwendigkeit, fast alle seine aktiven Truppenoffiziere bis Ende September 1914 in den Tod. Mit äußerster Mühe gelang es im nächsten Jahr das Reserveoffizierkorps so durchzubilden, daß es als ein Ersatz des aktiven angesehen werden konnte. Die Angriffsnarrheit vor Verdun und die himmelschreiende Methode sämtliche Verteidigungstruppen in *einen*, im heftigsten Feuer liegenden Kampfgraben zu werfen, fegte diesen jungen Offiziersersatz wieder aus der Armee heraus, soweit er nicht schon bei dem "Kindermord" in Flandern im November 1914 ein Schlachtopfer der Kommandeure geworden war, die ihn ohne entsprechende Artillerievorbereitung an vorbereitete Stellungen anrennen ließen. Diese Kräfte fehlten uns, als es 1918 um die Entscheidung ging. Die große Reservearmee, deren Soldaten die Starrheit der deutschen Führung mit dem Tod bezahlen mußten, die dann nicht mehr da war, als Foch am 14. November 1918 seine Zunge um das deutsche Heer zu legen sich anschickte, diese Reservearmee der nutzlos Erschlagenen ist und bleibt der ewige Ankläger der militärischen Führer Deutschlands im Weltkrieg.

Nicht allein die höhere Führung hat gemäß ihrer Friedensdirektiven Mißbrauch an dem vortrefflichen deutschen Truppenmaterial getrieben, sondern auch die taktische Truppenführung, vor allem die Einheit der verbundenen Waffen: die Division.

Nirgendwo tritt der Gegensatz zwischen dem Geist der deutschen und der französischen Armee so deutlich zutage, wie gerade bei der wichtigsten Waffe, der *Artillerie*. Hier Starrheit und Pedanterie des Schießverfahrens, Unlust zu Schießtechnik und Waffenbehandlung, lediglich Reit- und Fahrunterricht mit Passion betrieben; dort Konzentration aller militärischen Leidenschaftlichkeit, Beweglichkeit und Selbsttätigkeit der Offiziere und Unteroffiziere auf den "Liebling und Stolz Frankreichs", auf "notre admirable canon à 75 millimètres". Nicht mit Unrecht sagte einmal einer der wenigen einsichtigen deutschen Artilleriegenerale: »Man sollte die Batterien der Feldartillerie mit Ochsen bespannen, damit das Galoppieren aufhört, und die Leute anfangen schießen zu lernen.« Die Friedenserziehung der Feldartillerie ist aber mit ein wichtiger Grund, warum sich unsere Truppe schon

2) Siehe *Buat* Ludendorff /Lausanne 1920/, Seite 285. Die Bedeutung dieses wichtigen Buches Buats ist in der Rundschau Geschichte, in den Sozialistischen Monatsheften, 1921 II, Seite 1137 ff., dargelegt worden.

in den ersten Wochen unersetzbare Ausfälle zuziehen mußte. Schießverfahren und Taktik der Feldartillerie waren in unerhörter Weise zentralisiert und schematisiert. Durch die Zentralisation beim Kommandeur der Artillerie der Division wurde die Selbsttätigkeit der Unterführer gelähmt, die Truppe kam zu spät. Gelegenheiten blieben unausgenutzt. Unsere Artilleriekommandeure waren der Meinung, sie könnten die Artillerie der Division feuertechnisch leiten. Was war die Folge? Die *frühzeitige* Beherrschung des Gefechtsfelds fiel der glänzend funktionierenden *französischen* Feldartillerie zu. Sie verstand es durch stete Verbindung mit der Infanterie auf Grund ihrer Friedenschulung, durch schnelles Vorziehen der Batterie und rasche Verteilung der Räume für die Entwicklung den feindlichen Infanterieaufmarsch wirkungsvoll zu erschweren. Während bei uns Artilleriekommandeur, Abteilungskommandeure und Batterieführer ohne schießtechnische Zusammenschulung mit der Infanterie noch an ihrem Aufmarschschema herumdokterten, waren die französischen Kanonenabteilungen bereits in Bereit- und Lauerstellung und warteten darauf die voraussichtlichen Gefechtsstreifen so vollständig wie möglich zu beherrschen. Und sobald die deutschen Kompaniekolonnen sich zeigten, hagelten die wohl eingeübten "rafales" auf sie herunter. Der Mißbrauch des infanteristischen Menschenmaterials ging so weit, daß zum Beispiel der Kommandeur der 10. Bayerischen Reservebrigade, gewiß kein Original sondern nur ein Typ, von der Infanterie verlangte, sie sollte ohne Unterstützung der Artillerie dieser zunächst ihre Aufmarschräume erkämpfen. Hunderte sinnlos geopferter Menschenleben waren die Folge dieser Büffeltaktik allein in dieser Brigade. Währenddessen hatte sich die französische Taktik der verbundenen Waffen längst schon zu dem Grundsatz durchgerungen, daß jeder Infanterieangriff grundsätzlich durch Artillerie zu unterstützen ist, daß jeder Infanterieführer nach Eintreffen des Angriffsbefehls sich unablässig vergewissern muß, ob, woher und durch welche Artillerietruppe er Unterstützung erhält. Die französische Artillerie war erzogen im Begegnungsgefecht unter Vorschub ihrer Beobachter in die vorderste Infanterielinie nicht lange auf Befehle zu warten sondern sich schnell der nächsten Infanterietruppe anzubieten. In Frankreich wurden Artillerieoffizier und -unteroffizier auf Übungen- und Schießplätzen angehalten durch gemeinsame Übung mit kleineren Infanterieverbänden in Form von lehrreichen Schießaufgaben selbsttätig zu handeln. Der Deutsche war ein schematisches Werkzeug der langsam funktionierenden und schematischen Feuerleitung seiner Kommandeure. Die deutsche Batterie verträdelte ihre Zeit in der Garnison mit der Nachäffung der Kavallerie, am Schießplatz mit Fahrkunststücken und pedantischer Schießkünstelei. Dieser Fehler hat uns zu Kriegsbeginn Zehntausende von Menschenleben gekostet.

Die Kriegsvorbereitung der deutschen *Kavallerie* entspricht im ganzen der der anderen Waffen. Pedantische Reitschule, Exerzieren in geschlossenen Verbänden, riesige, der modernen Waffenwirkung Hohn sprechende Attacken als Schlußtheater der Kaisermanöver, Paradedrill: das war ihr Lebenszweck. Übungen von Kavalleriedetachements mit Feldartillerie, Maschinengewehren und Radfahrern am Schießplatz, wie sie die Franzosen organisierten, hat der feudale deutsche Kavallerist verachtet. Der Weltkrieg würdigte die deutsche Kavallerie zur Meldetruppe hinter der Front und zum Etappenheldentum herab. Da, wo sie im Krieg eine entscheidende Rolle hätte

spielen können, war die Kavallerie dank unserer Heeresleitung nicht zur Stelle. Die erste Gelegenheit dazu bot der Vormarsch zur Marne 1914. Mehrere Kavalleriekorps, gestaffelt hinter dem ersten Flügel, hätten Wunder wirken können. Statt dessen war die Kavallerie zwischen die Armeen eingeklemt, vor der Front ausgeschaltet, und am Flügel draußen war der Kavalleriegeneral von der Marwitz zu schwach, um größere Operationen vorzunehmen. Der Flankenstoß Gallienis aus Paris geht mit auf das Konto der deutschen Kavallerie. Die andere verpaßte Gelegenheit war die deutsche Angriffsschlacht 1918. Ein Kavalleriekorps, am 24. März 1918 auf Amiens-Abbeville vorgeworfen, hätte vielleicht dieser Operation die Entscheidung bringen können. Doch zu jenem Zeitpunkt war die deutsche Kavallerie bereits vollständig in der Etappe "abgesessen".

So hat die Erziehung jeder der 3 Hauptwaffen für sich und der Mangel an Schulung der "verbundenen Waffen" die Grundlage dafür abgegeben, daß trotz unbegrenzter Hingabe der Truppe, trotz allem Eifer, aller Begeisterung von Offizier und Mann die deutsche Heeresmaschine so sinnlos heruntergewirtschaftet worden war, daß sie 1918 stillstand. Selbstüberhebung und Ungeistigkeit der Führung im Frieden: das sind die Wurzeln der deutschen Niederlage im Jahr 1918. Was solchen Wurzeln im Weltkrieg entsprossen konnte, soll in einem weitem Artikel untersucht werden.

## GEORG WOLFF · TENDENZEN DER HYGIENE



**L**OUIS Pasteurs und Robert Kochs Entdeckungen auf dem Gebiet der bakteriologischen Forschung haben den Wirkungsbereich der von Max von Pettenkofer begründeten experimentellen Hygiene derartig erweitert, daß sie für die Bekämpfung der akuten Seuchen Großartiges leisten konnte. Es braucht nur an die Eindämmung der Cholera und des Typhus, an die Pest- und Fleckfieberdiagnose erinnert zu werden. Gerade diese Seuchen überfluteten früher lawinenartig ganze Landstriche und vernichteten deren Bevölkerung; gegen ihre Ausbreitung ist durch die rechtzeitige Erkennung mittels bakteriologisch-serologischer Methoden erst in unserer Zeit ein Wall aufgerichtet worden. Durch die Tat Edward Jenners, der in intuitiver Erkenntnis die Schutzimpfung gegen die Pocken erfand, war schon ein Jahrhundert vorher den bakteriologischen Methoden der neuern Epoche vorgearbeitet worden. Die Wichtigkeit der ätiologischen Forschungen und der auf ihnen beruhenden praktischen Maßnahmen für das Gemeinwohl konnte nicht schlagender erwiesen werden als durch die Erfolge der Seuchenbekämpfung in allen Ländern während des Weltkriegs. Abgesehen von der Grippe, deren epidemisches Auftreten in seinen Ursachen noch rätselhaft ist, sind weder bei den Truppen im Feld noch bei der Zivilbevölkerung größere Seuchengänge vorgekommen. Unter den europäischen Ländern bilden hierin nur Rußland und der Balkan Ausnahmen; die hygienischen Verhältnisse dort waren teilweise eben noch sehr primitiver Art. Allein schon an dieser Tatsache erkennt man die große sozialhygienische Wirkung seuchenprophylaktischer Maßnahmen. Das scheint um so wichtiger, als an manchen Stellen die frühere Überschätzung der bakteriologisch-ätiologischen Erkenntnisse als eine ebenso völlig unberechtigte Unterschätzung alles dessen, was die Bakteriologie leistet, umgeschlagen ist.

Es ist ein Irrtum zu glauben, es bestehe ein prinzipieller Gegensatz zwischen *individueller* und *sozialer* Hygiene. Die Hygiene bedarf zur Sicherung ihrer Forderungen experimenteller Erkenntnisse, sie bedarf dazu aber auch der Einsicht in die sozialen Zusammenhänge der heutigen Staats- und Wirtschaftsverfassung. Logisch darf es deshalb nur heißen: individuelle *und* soziale Hygiene. Dabei muß man aber von vornherein einem neuen Irrtum entgegenreten. Der Begriff der sozialen Hygiene ist deshalb vielfach diskreditiert worden, weil man sich über den eigentlichen Inhalt des Wortes sozial nicht klar ist. Man wendet es oft populär im Sinn von human an, so daß die soziale Hygiene etwa im Gegensatz zu einer unsozialen gekennzeichnet wird. Das ist natürlich ganz verkehrt; denn das Ziel jeder Hygiene ist in diesem Sinn sozialer Art. Vielleicht hat die soziale Fürsorgetätigkeit, die eine praktische Folge sozialhygienischer Erkenntnisse ist, zu jener Begriffsvermengung beigetragen. Es ist aber wichtig die Begriffe wieder zu reinigen. Man kann nicht soziale Fürsorge mit Sozialhygiene als Wissenschaft identifizieren, so wenig wie etwa Technik mit Physik. Nur in ihrer Beziehung zur Sozialwissenschaft ist die Sozialhygiene zu verstehen, nur so kann sie der Individualhygiene gegenübergestellt werden, so fließend die Übergänge hier auch sind. Sozial, von socius abgeleitet, bedeutet zum Gemeinwesen, zur Gesellschaft gehörig. Die soziale Hygiene ist also die Gesellschaftshygiene, die im Gegensatz zur Hygiene des Einzelindividuums weitgehende Rücksicht auf die gesellschaftlichen Zusammenhänge zu nehmen hat. Können wir heute auf Grund der statistischen Unterlagen an der sozialen Ätiologie einer Reihe von Krankheitserscheinungen nicht mehr zweifeln, die sich erst im modernen Industriestaat vollständig entwickelt haben, so kommen wir logisch auch zu einer sozialen Therapie und Hygiene, die dann sozialpolitische Maßnahmen begründet und postuliert. Der Hygieniker wird also, wenn er praktisch an den Fragen der Volksgesundheit mitarbeiten will, ohne soziologisches Verständnis nicht mehr auskommen. Darin besteht die Bedeutung der Sozialhygiene als einer neuen Wissenschaft.

War die Hygiene in ihren Hilfsmitteln und Methoden bisher ausschließlich nach der Seite der Naturwissenschaften (Physik, Chemie, Biologie) orientiert, so wird sie nunmehr auch die Sozialwissenschaften in ihren Kreis zu ziehen haben, deren Kenntnis bei der großen Wichtigkeit der sozialen Versicherungsgesetzgebung auch für den ärztlichen Praktiker nicht bedeutungslos ist. Dadurch gewinnt der Mediziner völlig neue Forschungsmethoden und Betrachtungsweisen, und so leitet die Sozialhygiene von selbst zur Ökonomie und Statistik, zur Psychologie und Völkerkunde hinüber und trägt dazu bei die Scheidewand niederzureißen, die bisher zwischen Natur- und Geisteswissenschaften aufgerichtet war. Sicherlich nicht zum Nachteil der Medizin, deren Vertreter, und gerade die markantesten, sich in Weltanschauungsfragen oft allzu "naturwissenschaftlich" gebärdeten.

Selbstverständlich muß also die bakteriologische und serologische Diagnostik der Infektionskrankheiten, die so ausgesprochen zu dem Gebiet der experimentellen Hygiene gehört, ebenfalls ohne weiteres in den Dienst der sozialen Hygiene treten. Ging sie ursprünglich empirisch oder experimentell nur auf die Klärung des einzelnen Falls, so tritt sie notwendig, sobald es sich um Massenuntersuchungen und deren Methodik handelt, in den Dienst sozialer Probleme. Die Aufspürung von Bazillenträgern, zum Beispiel, liegt

oft mehr im Interesse der Volksgemeinschaft als in dem des Bazillenträgers selbst. Die städtischen und staatlichen Medizinaluntersuchungsämter gingen bereits aus der sozialhygienischen Praxis hervor und wurden erst sehr viel später durch öffentliche Fürsorgeeinrichtungen auf anderen Gebieten ergänzt. Im Gegensatz zu klinisch-chemischen Untersuchungen, die vorwiegend am Krankenbett angestellt werden müssen, eignen sich die bakteriologisch-serologischen Untersuchungsmethoden, die, fern vom Krankenbett, mit großer Präzision und, bei richtiger Organisation des Untersuchungsamts, in unbeschränkter Zahl ausgeführt werden können, in ausgesprochener Weise zu epidemiologischen und prophylaktisch-hygienischen Nachforschungen und rücken damit von selbst in das Gebiet der sozialstatistischen Fragen hinein. Dieser Einsicht bedarf heute jeder Hygieniker, der nicht ein biologischer oder chemischer Laboratoriumstechniker bleiben will. (Daß mit diesem Ausdruck nicht der mikrobiologische oder chemisch-physiologische *Forscher* gemeint ist, versteht sich von selbst; so einsichtslos wird kein Sozialhygieniker sein, daß er sich den großen Fortschritten der experimentellen Naturwissenschaften verschließen wollte.)

Die *akuten* Seuchen zehren heute nicht mehr wesentlich am Mark der Volksgesundheit. Nach der Sanierung der Städte sind sie erfolgreich durch eine Frühdiagnostik zu bekämpfen, die schnelle Isolierung und andere wirksame Maßnahmen ermöglicht. Anders liegen die Verhältnisse bei den *chronischen* Infektionskrankheiten, der Tuberkulose und den Geschlechtskrankheiten. Zwar ist bei ihnen die Diagnostik ebenso gut ausgebildet; bei ihrem chronischen Auftreten ist aber die Bekämpfung durch Isolierungsmaßnahmen, Meldepflicht usw. viel schwieriger und ohne eine erhebliche Beschränkung der persönlichen Freiheit kaum möglich. Gerade die Entwicklung der modernen Industriestaaten mit ihrer Anhäufung der Massen in den großen Städten, der Städter in Fabriken, Massenmietshäusern, Schulen und dergleichen brachte für die chronischen Infektionen ständige Übertragungsmöglichkeiten und bewirkte dadurch deren reichliche Verbreitung. So fand eine Verschiebung der Mortalitäts- und Morbiditätsverhältnisse statt: Die Todesfälle durch akute Krankheiten, die vorwiegend auf Seuchen zurückzuführen waren, sind zurückgegangen, die chronischen Krankheiten haben zugenommen. Mit anderen Worten: Die Sterblichkeit hat sich vermindert, ohne daß die Überlebenden gesünder geworden wären, da die Großstadtkrankheiten (Blutarmut, Rachitis, Tuberkulose, Geschlechtskrankheiten, Neurasthenie usw.) sich vermehrt haben.

Die Erfolge der Hygiene auf dem Gebiet der akuten Seuchen haben im 19. Jahrhundert eine stärkere Bevölkerungszunahme herbeigeführt als je zuvor. Es sterben heute relativ längst nicht mehr so viele Menschen so früh wie in der Vergangenheit. Doch werden, das ist das Merkmal unserer Zeit, auch längst nicht mehr so viele geboren. Es wird der Kunst der zukünftigen Staatsmänner, Volkswirte und Hygieniker bedürfen, um diesen Geburtenrückgang, der eine zwangsläufige, massenpsychisch bedingte Erscheinung im europäischen Völkerleben darstellt, in solchen Grenzen zu halten, daß keine Aushöhlung des Volksganzen stattfindet, die zum "Völkertod" führen müßte. Freilich, das Ende bestimmter nationaler Kulturen wird man nicht verhindern können. Ist es unabwendbar, so bedeutet das nur, daß die betreffenden Völker ihrer Aufgabe auf dieser Erde bereits genügt und ihr geistiges Ver-

mächtnis auf ihre Nachfolger übertragen haben, damit in einem höhern Sinn im Weltganzen aufgehend. Aber dem vorzeitigen Untergang, bei noch vor-handener Schöpferkraft, nur auf Grund äußerer Bedingungen, wird man vorzubeugen streben. Zweifellos ist es eine Aufgabe der Hygiene, die einmal geborenen Menschen nicht infolge von Seuchen oder anderen vermeidbaren Unfällen vorzeitig sterben zu lassen, zweifellos aber auch ihre Aufgabe die Zahl der Geborenen, die alle erhalten werden sollen, so zu regulieren wie es im Interesse der Gemeinschaft erforderlich ist. Natürlich darf solches Streben nicht in eine dogmatische Fortpflanzungsrationalisierung ausarten, die Menschenwürde und -willen nicht achtet sondern den Menschen nur als Gegenstand der Volkswirtschaft wertet.

Der Hygieniker, der bisher dazu da war die Krankheiten zu bekämpfen oder besser noch zu verhüten, also die *Sterblichkeit* herabzusetzen, sieht sich plötzlich vor die Notwendigkeit gestellt am andern Pol der Bevölkerungsbewegung einzugreifen: bei der Erhöhung der Geburtenzahl, der *Geburtlichkeit*, wie der statistische Fachausdruck lautet. Daß er zur Bewältigung dieser Aufgabe sozial orientiert sein muß, ergibt sich aus dem Problem des Geburtenrückgangs von selbst, das nicht mit Impfungen und Medikamenten, mit Strafgesetziparagraphen und "moralischen" Abhandlungen über Zulässigkeit oder Unzulässigkeit der Abtreibung sondern nur in voller Würdigung der sozialpsychischen Ursachen mit sozialhygienischen und sozialpolitischen Maßnahmen zu lösen ist. Der Hygieniker wird in Zukunft zu diesen Fragen Stellung nehmen, er wird die Gesellschaftszustände der Gegenwart als zu seinem eigenen Forschungsgebiet gehörig betrachten müssen. Darum braucht noch kein Gegensatz zwischen Experimental- und Sozialhygienikern zu bestehen oder künstlich gezüchtet zu werden. Der eine darf bei der Beurteilung einer hygienischen Frage nicht lediglich das Experiment zu Rate ziehen, er muß heute, wo Versicherungsgesetzgebung und Krankenkassenpraxis auch die ärztliche Tätigkeit zum großen Teil bestimmen, die Sozialwissenschaft mit heranziehen; der andere darf ebensowenig die erprobten und bewährten Mittel der experimentellen Hygiene vernachlässigen. Nicht im Kampf gegen sondern in Gemeinschaft mit einander werden die experimentelle und die soziale Hygiene ihr gemeinsames Ziel erreichen, sie haben sich im Interesse der von verschiedenen Seiten her bedrohten Volksgesundheit zu einer neuen Synthese zu vereinen.

## FRANZ HELLENS · DEM SCHLICHTEN · ÜBER- TRAGEN VON MAX HOCHDORF



IE Maschine, die ganz selbstverständlich  
Ihren Ablauf wiederholt,  
Ist so schlicht wie das Kind,  
Das sein Gebet wiederholt.

Lieber Gott, daß nie das Fädlein  
Sich entwinde meinem Nädlein!  
Mach, daß nie aus meiner Hand  
Gleite, was ich wob und wand!

## AUGUST BLEIER · BEMERKUNGEN ÜBER DAS VERHÄLTNISS DES SOZIALISMUS ZUR RELIGION

**P**RINZIPIELL wichtig ist ein Beschluß, den der Leipziger Parteitag der Unabhängigen sozialdemokratischen Partei Deutschlands zu Anfang dieses Jahres gefaßt hat. Es lag ein Antrag Berlin vor, daß jeder, der in der Partei ein Amt bekleidet, aus der Kirche ausgetreten sein müsse. Der Parteitag hat mit großer Mehrheit diesen Antrag *abgelehnt* und damit klar ausgesprochen: Wir wollen keine Parteikirche, die andere um ihres Glaubens willen verketzert, um ihrer Zugehörigkeit zur Kirche willen zu Parteigenossen 2. oder 3. Grades erniedrigt. Wir geben die Religion vollständig frei; denn Religion ist Privatsache. Es ist unlogisch einen Parteigenossen, der zur Kirche gehört, von einem Amt dieser Zugehörigkeit wegen auszuschließen. Denn trotz der kapitalistischen, nationalistischen, orthodoxen Einstellung der Kirche gibt es eine ganze Reihe Sekten, die noch buchstabengläubiger, noch reaktionärer, noch kulturfeindlicher sind als die Kirche. Religion und Sozialismus gehören unbedingt zusammen. Wir begrüßen die religiössozialistische Bewegung innerhalb der Kirche und wollen diejenigen, die in dieser Bewegung innerhalb der Kirche kämpfen, in keiner Weise zurückstoßen. Dieser Beschluß ist ein gewaltiger Fortschritt sowohl auf dem Gebiet der Religion wie auf dem des Sozialismus. Ich behaupte: Je sozialistischer die Religion wirkt, je mehr der Sozialismus Religion wird, um so stärker, um so tiefer wird die neue Kultur.

Echte Religion ist Sozialismus, Kampf gegen Kapitalismus, gegen die Knechtung des Menschen durch das Geld, den Besitz; Hunger nach Menschlichkeit, Erlösung vom Menschenmord des Krieges, Lebensgemeinschaft freier Menschen und freier Zuneigung, in Vertrauen, Solidarität, gegenseitiger Hilfe, Verbrüderung aller Menschen guten Willens in allen Völkern und Rassen. Am 15. Januar 1922 rief Paul Faure im Großen Schauspielhaus in Berlin bei der großen Friedensdemonstration aus: »Die Kardinäle, die Bischöfe, die Kirchen haben im Krieg gegen ihre eigenen Gebote gesündigt, ihren Gott Christus zum zweitenmal ans Kreuz geschlagen.« Tausende Zustimmung ging da durch die Massen, obwohl ein Franzose das sagte, also ein Angehöriger desjenigen Volkes, gegen das eine grundverkehrte, das deutsche Volk schwer schädigende Politik seit 3 Jahren alle Leidenschaften entfesselt hat. In diesem Augenblick verstummte jede Phrase, bei allen Hörern war der künstlich hochgezüchtete Haß vergessen. Wie ein Fluidum strömte der Friede von Frankreich zu Deutschland; Faure gehörte überhaupt nicht mehr zu einem einzelnen Volk, er war Mensch, Bruder. *Eine* Not vereinigte uns mit ihm: die Not des Krieges, des Menschenleids. Neue Hoffnung ließ unsere Herzen schlagen: Wir finden uns im Aufbau einer neuen Kultur, einer neuen Menschheit. Das ist der Tag des Proletariats, das ist auch der Pfingstgeist der Religion.

Aber umgekehrt muß der Sozialismus eine Religion werden. In der Vergangenheit hat er als "Wissenschaft" seine Aufgabe darin gesehen die Abhängigkeit des Menschen von den irdischen Verhältnissen zu schildern, zu zeigen, daß der Mensch erst dann Mensch wird, wenn die Verhältnisse menschenwürdige sind, es allen möglich machen Menschen zu sein. Das war für

die Erkenntnis notwendig; um uns das Gebiet zu zeigen, auf dem wir zu arbeiten haben; um uns recht eindringlich vor Augen zu führen, daß es diese Erde ist, auf der das "Reich Gottes" errichtet werden soll. Nun aber soll der Sozialismus wirklich in seine Schaffensperiode eintreten. Jetzt müssen wir uns auch, umgekehrt, dessen bewußt werden: Die Verhältnisse werden erst dann wirklich anders werden, wenn die Menschen grundsätzlich anders eingestellt sind, wenn der Sozialismus Köpfe und Herzen erobert, wenn die Menschheitsgesinnung das ganze Denken, Wollen, Fühlen ausfüllt als eine Selbstverständlichkeit, als ein heiliges Müßen. Je stärker in uns die Idee ist, je klarer vor uns das Ziel steht, um so größer wird der Wille in uns sein die Verhältnisse nach der Idee umzugestalten, um so weniger werden wir uns treiben lassen sondern die Aufgabe erkennen: die Verhältnisse durch die Kraft der Idee umzuformen, und die Idee in den Verhältnissen Wirklichkeit werden zu lassen. Dazu gehört Geist, Wille, Charakter, Persönlichkeit. Nicht Einzelpersönlichkeit im Sinn eines Ichinteresses sondern die Masse Mensch als Persönlichkeit; die Individualität, die persönliche Zielsetzung als Massenaktion. Die Sehnsucht der Masse nach Gerechtigkeit, Wahrheit, Menschlichkeit muß Gestalt gewinnen: in Geistesträgern, die sich nicht treiben lassen, sondern die vorwärtstreiben, allen Widerständen zum Trotz, weil es weder sicher noch geraten ist etwas gegen das Gewissen zu tun. Das ist die neue, notwendige Religion des Sozialismus. Der Mensch ist das Maß aller Dinge, wenn er es wagt es zu sein. Der Sozialismus wird der Erlöser, wenn er den Willen hat zu führen; nicht, wenn er sich führen läßt und die Aktion, die Tat den anderen überläßt. Der Sozialismus wird die Religion, wenn er Glauben hat, großen, starken, bergewerkschaftlichen Glauben an sich selbst, den Geist, die Zukunft. Deshalb gilt für dieses Stadium des Sozialismus: weniger "Wissenschaft", mehr religiöser Glaube, mehr Wille zur Selbsthingabe; weniger quietistische Selbstverständlichkeit ("Es muß sich alles so entwickeln, wir wissen das alles ganz genau im voraus"), mehr Gefühl für Lebensrätsel und damit mehr Religion. Die Massen sind vielleicht nie so empfänglich für reines starkes Gefühl gewesen wie jetzt. Sie wollen Feierstunden, proletarische Feierstunden, Erhebung, Menschen-dienst in der neuen Kirche, durchpulst von der Andacht der Hungrigen, hungrig nach Licht, Liebe, Leben:

»Wir ewig eingekeilt

In Schluchten steiler Häuser.

Wir, preisgegeben der Mechanik

Höhnischer Systeme.

Wann werden Liebe wir leben?

Wann werden Werk wir wirken?

Wann wird Erlösung uns?

Fabriken dürfen nicht mehr Herr

Und Menschen Mittel sein.

Masse soll Volk in Liebe sein,

Masse soll Gemeinschaft sein.

Gemeinschaft ist nicht Rache,

Rache ist nicht Wille zur Umgestaltung,

Rache ist nicht Revolution.

Mensch, der sich rächt, zerbricht.

Ich rufe: Zerbrecht das System!

Dieses Massengefühl, dem Ernst Toller so Ausdruck gegeben hat, das ringt nach Gemeinschaft, nach Ausdruck in Kunst, Wort, Lied. Wenn die Inter-

nationale den Zirkus durchbraust, das ist das Ein' feste Burg der alten Kirche. Für alle, Frauen und Männer, die mit dem Gefühl denken, mit dem Gefühl leben, die Erziehung zum Sozialismus. Für die Jungsozialisten, für die Arbeiterjugend, Volksjugend die Weihe, die sie leuchtend macht. Solche Weihestunden religiöser Erhebung sind nötig. Jugendweihen haben wir. Nach Lebensweihen sehnen sich viele stark und fein empfindende Lebenshungerige. Die Taufe der orthodoxen Kirche mit ihrem Abwaschen von Sünden ist nichts mehr für sie. Denn der Mensch ist nicht ganz und gar verderbt sondern ein herrliches Lebensgeschenk, ein Sonnenwunder, eine Lichtknospe, die sich dem Licht öffnet. Deshalb ein Lebenslicht über dem Kopf unseres jungen Menschenbruders. Licht sollst du sein, voll glauben an Licht, Wahrheit, Liebe. Eheweihen, in Maiengrün und Rosenkränzen, freier Menschen, die sich jauchzend dem Leben schenken, im Grün, im Wald, am Wasser, in der Gemeinschaft aller derer, die mitkämpfen, Friedensfeiern für Tote, die nicht tot sind sondern in unseren Herzen leben, leuchtend, wie sie waren, aus Feuer geboren, in Feuer gegangen. Ja, Weihe muß unser Leben werden, Religion, das heißt aus *einem* Gedanken heraus, daß Sozialismus uns *Tat* werde, Gesinnung, Leben. Wird er es bei uns, dann kann er es auch bei anderen werden, in der Schule, in der Gemeinschaft. Wir sind es, die ihn schaffen, weil wir an ihn glauben, wenn wir an ihn glauben.

Eine neue Kultur, weil eine neue Religion, weil wahre Religion, weil Seele. Im Mittelalter war die Religion die Seele im Leben, in Kunst, Architektur, Menschenliebe. Und doch war der Mensch nicht frei, weil er vom Priester beherrscht war. Im Sozialismus erleben wir Seele, wenn er Seele wird. Denn der Sozialismus will Menschenbefreiung auf der Erde für die Gemeinschaft. Darum: Religion und Sozialismus.

# RUNDSCHAU

## ÖFFENTLICHES LEBEN

Wirtschaft / Julius Kaliski

**Deutschland und Frankreich** Die Konferenz von Cannes hatte den Optimismus gewisser deutscher Kreise in der Beurteilung der Möglichkeiten von den Reparationsverpflichtungen loszukommen auf den Höchstgrad gebracht, als der französische Ministerpräsident Briand zurücktrat, und Poincaré sein Nachfolger wurde. Man hatte einen Sieg der deutschen Erfüllungspolitik gefeiert und war nun geneigt den Ministerwechsel in Frankreich als eine gegen Deutschland gerichtete feindselige Aktion zu behandeln. Noch bis heute ist kaum in einer deutschen Zeitung Verständnis für die Zusammenhänge jener Vorgänge wahrzunehmen, noch immer glaubt man, daß Briands Rücktritt deshalb erfolgte, weil Frankreich seine Politik gegenüber Deutschland ändern wollte. Man kann sich anscheinend bei uns nicht vorstellen,

daß die Beziehungen Frankreichs zu Deutschland nicht das einzige Problem der französischen Politik sind. Poincaré wird als Deutschenfresser hingestellt, obwohl keine seiner Äußerungen irgendeine Feindseligkeit oder Voreingenommenheit gegen Deutschland zeigte, und obwohl man wissen konnte, daß Poincaré eine ausgesprochen französische Politik treibt, also gerade darum bereit sein muß (und ist) mit Deutschland zusammen zu arbeiten, sobald dieses das mit Frankreich gemeinsame kontinentaleuropäische Interesse erkennt und zu betätigen gewillt ist. Daher hat Poincaré auch vor Übernahme des Kabinetts mit aller Eindeutigkeit eine Politik vertreten, die den Willen Frankreichs zu einer sehr weitgehenden Verständigung mit Deutschland in sich schloß. Poincaré kann und könnte Deutschland gegenüber an Entgegenkommen mehr bieten als Briand, weil seine Stellung nach rechts gefestigter als die Briands ist. Briands Rücktritt bedeutet

den abermaligen Versuch Frankreichs sich der Diktatur Englands zu entziehen, jener Diktatur, die sich nicht zuletzt auf Deutschland erstreckt und nichtsdestoweniger von Deutschland mit allen Kräften, mindestens objektiv, gefördert wird. Die Ahnungslosigkeit der deutschen öffentlichen Meinung hat es nun zuwege gebracht die Bemühungen Frankreichs vor dem Zusammentritt der Konferenz von Genua eine Klärung herbeizuführen und zu diesem Zweck die Konferenz selber hinausschieben zu lassen als Intrige Poincarés hinzustellen. Die überreichen Hilfsdienste, die Deutschland im englischen Interesse für eine Einkreisung und Bindung Frankreichs, natürlich ohne Bewußtsein der Folgen dieses Tuns, leistete, haben in keinem einzigen Fall zu einer Besserung unserer wirtschaftlichen Lage geführt. England hat uns nichts gegeben, es sei denn eine Fülle von unverbindlichen Versprechungen, von denen bis jetzt keine einzige eingelöst ist. Was aber unsere Politiker, namentlich die der Linken, in ihrem Glauben nicht birrt, daß einzig und allein England sich unserer annehmen und unsere Wirtschaft wieder in Gang bringen wird. Daher ist aus eigener Kraft bis heute nichts geschehen, um ein deutsches Reparationsprogramm aufzustellen, man hofft über diese Arbeit durch Konferenzbeschlüsse hinwegzukommen, ohne zu bedenken, daß die in jedem Fall erforderlichen Leistungen eben nur von Deutschland allein zu erbringen sind. Immer wieder ergibt sich die Tatsache, daß Frankreich an einer wirtschaftlichen Zusammenarbeit mit Deutschland festhält. Wenn maßgebende französische Kreise das Wiesbadener Abkommen ändern wollen, so tun sie das in der Absicht die Arbeitsbasis zu erweitern. Also umgekehrt wie bei uns erklärt sich dort der Widerspruch gegen jenes Abkommen; denn dessen Gegner in Deutschland wollen seine Aufhebung, um jeder kommenden deutsch-französischen Kooperation vorzubeugen und für eine rein englische Geschäftsführung noch besser gerüstet zu sein. Der Enderfolg ist für Deutschland ein verstärkter Niedergang, vor dessen schlimmsten Wirkungen wir erst stehen, und die sich erst stärker äußern werden, wenn die Folgen der auf Wunsch Englands bewirkten Steigerung der Produktionskosten durch mehr als übermäßige Erhöhung der Verkehrsgebühren (ohne gleichzeitige Rationalisierung des Betriebs) usw. in der Konkurrenzfähigkeit oder, besser, Konkurrenzunfähigkeit auf dem Weltmarkt eintreten

werden, ohne daß ein Ausgleich durch einen Produktionsaufbau im Innern erfolgt. Von einem Aufbau der deutschen Wirtschaft, der die volle Entfaltung ihrer Schaffenskräfte ermöglichte, ist einstweilen auch noch nicht der bescheidenste Anfang zu bemerken. Er könnte freilich nicht ohne engste Zusammenarbeit mit der französischen Wirtschaft durchgeführt werden. Unsere Selbstbehauptung hat also die Erfüllung der Reparationsverpflichtungen zur Voraussetzung. Eine Verneinung dieser Erfüllung bedeutet die Auflösung deutscher Volkswirtschaft. Ihre Bejagung wäre lebendige Arbeit, die niemals durch für Deutschland noch so freundlich scheinende Konferenzreden ersetzt werden kann.

**Kurze Chronik** Die Reichsbank beantragt eine Änderung des *Reichsbankgesetzes*, die ihr die Lombardierung von Gold im Ausland (lies Bank von England) so erlaubt, daß es als Teil des Kassenbestands gelten soll, sofern es zu jeder Zeit zur Verfügung der Reichsbank steht. Ein Widerspruch gegen diese Änderung des Reichsbankgesetzes ist in Deutschland nicht laut geworden. ◊ Die *deutsche Außenhandelsbilanz* ergibt im Dezember 1921 zum erstenmal einen Aktivüberschuß von 900 Millionen Mark. Das Jahresergebnis ist jedoch noch immer passiv. Die bisher nur vorliegenden Ziffern für Mai bis Dezember ergeben einen Passivsaldo von 12,1 Milliarden Mark. ◊ Der neuen Börsenlage paßt sich die Wirtschaft mit großen *Obligationsemissionen* an. Sowohl die 300 Millionen Mark-Anleihe der Rhein-Main-Donau-Aktiengesellschaft wie die 300 Millionen Mark der neuen Osramobligationen waren in kürzester Frist überzeichnet. ◊ Die *deutsche Kohlenproduktion* des Jahres 1921 zeigt gegen das Vorjahr eine leichte Erhöhung. Es wurden 136 (gegen 131) Millionen Tonnen Steinkohlen, 123 (gegen 111) Millionen Tonnen Braunkohlen, 27 (gegen 25) Millionen Tonnen Koks gefördert. ◊ Die Linke-Hofmann-Werke bemühen sich auf dem Weg über Generalversammlungsopposition um einen Einfluß auf die Hannoverische Maschinenfabrik Eggestorff, deren Aktienminorität sie besitzen. Eine Konzentration hier hätte eine scharfe Zentralisierung der *Waggon- und Lokomotivindustrie* zur Folge, da die Hannoverische Aktiengesellschaft im Interessenverhältnis zu Henschel & Sohn in Kassel steht. ◊ Zwischen der Standard Oil Company und der Shellgruppe bereitet sich ein scharfer Interessenkampf vor.

der an der *Erdölpreispolitik* der Standard Oil Company erkennbar ist und zweifellos die Aufsaugung der durch die Anglo Persian Company beiseite geschobenen Shellgruppe zum Ziel hat. ◊ Nach dem Brand der *Sarottifabrik* sind Gegensätze in der Verwaltung zum Ausdruck gekommen. Die deutsche Verwaltungsgruppe und der Generaldirektor Hoffmann scheiden aus. Den entscheidenden Einfluß übt eine schwedische Kapitalgruppe aus, durch die jetzt ausländisches Kapital in die Sarottigesellschaft gekommen ist. Der bisherige Generaldirektor gründet mit der deutschen Gruppe eine neue Schokoladentabrik: ◊ Um die *Zuckerraffinerie* Halle tobt ein Kampf, da die mitteldeutschen unter sich zusammengeschlossenen Rohzuckerfabriken die Raffinerie in eigene Regie übernehmen, die Aktionäre dem Entschädigungsangebot jedoch nicht zustimmen wollen. Es bleibt die Entscheidung der Gerichte abzuwarten. ◊ Die *oberschlesische Industrie* bereitet eine Umgruppierung mit Rücksicht auf die neue Grenzfürung vor, indem sie ihre deutschen und neupolnischen Werkteile in besondere Gesellschaften einbringt.

**Literatur** Die Arbeit *Ernst Kahns* und *Fritz Naphtalis* Wie liest man den Handelsteil einer Tageszeitung? /Frankfurt, Sozietätsdruckerei/ gibt mehr, als die Autoren versprochen. Sie erläutert nicht nur Abkürzungen und technische Ausdrücke und rätselhaft anmutende Notierungen des Handelsteils der Presse sondern bildet zugleich eine vortreffliche Einführung in wichtige Gebiete der Volkswirtschaft, vor allem der Geld- und Warenmärkte. ◊ Eine vergleichende Darstellung der Kriegsgewinnsteuer in den einzelnen Ländern bietet *Karl Bräuer* in dem Buch *Die Besteuerung der Kriegsgewinne in den europäischen Staaten*, das als 77. Heft der Finanz- und Volkswirtschaftlichen Zeitfragen /Stuttgart, Ferdinand Enke/ erschienen ist. ◊ In einem Schriftchen *Heiratsvermittlung und Heiratsanzeigen* /München, Duncker & Humblot/ untersucht *Viktor Mataja* das Wesen und Wirken der gewerblichen und nichtgewerblichen Heiratsvermittler. Er betrachtet die Pflege von Einrichtungen zur Erleichterung der Gattenwahl für geboten, ohne daß man von dem, was dabei erreicht werden kann, gerade übermäßig viel zu erwarten braucht. Vorschläge wirksamerer Formen als Heiratsvermittlung und Heiratsanzeigen hält der Verfasser für willkommen.

### Frauenbewegung / Meta Corssen

**Levy-Rathenau** † Am 15. November 1921 starb Josephine Levy-Rathenau im Alter von 44 Jahren. Ihre Lebensarbeit galt der Förderung der weiblichen Berufsarbeit durch den Ausbau einer vorbildlichen Berufsberatung für Frauen. Im Jahr 1913 übernahm sie die Leitung der Auskunftsstelle des Bundes deutscher Frauenvereine, die sich aus der 1898 vom Bund eingesetzten Kommission zur Förderung der praktischen Erwerbstätigkeit und wirtschaftlichen Selbständigkeit der Frau entwickelt hatte, 1911 zum Frauenberufsamt erweitert wurde und als Zentrale der in anderen Städten entstandenen Auskunftsstellen fungierte. Levy-Rathenau hat die weibliche Berufsberatung in hingebender sachlicher Arbeit ausgestaltet. Als Richtlinie galt ihr die Arbeitskraft der Frauen an dem geeigneten Platz zur höchstmöglichen Entfaltung zu bringen. Die Berufsberatung suchte daher bei den Ratsuchenden auf gründliche Berufsbildung und Vermeidung von Arbeitsformen, die die Mitarbeiterinnen schädigen konnten (Unterbietung, verschämte Arbeit) hinzuwirken. Sie bahnte vorsichtig eine Verwertung der neueren berufspsychologischen Untersuchungen für die Berufsberatung an. Nebenher ging der Kampf für die Erschließung neuer Frauenberufe. Eine von Levy-Rathenau redigierte Beilage der Frauenfrage (Frauenberuf und -erwerb) erörterte die Probleme der weiblichen Berufsarbeit und erstattete über die Arbeit des Berufsamts fortlaufend Bericht. In dem von ihr gemeinsam mit Lisbeth Wilbrand verfaßten Buch *Die deutsche Frau im Beruf* /1905/ ist das in der Arbeit der Auskunftsstelle gewonnene Material zusammengestellt; in einer besonderen Schrift behandelte sie die Berufsbedingungen der weiblichen technischen Angestellten /1914/. Sie hat den Übergang der lokalen Auskunftsstellen in die öffentliche Verwaltung noch vorbereitet und für die Fortführung der Tätigkeit des Frauenberufsamts Richtlinien aufgestellt. Sie selbst war nach der Revolution in der Kommunalverwaltung Berlins als Stadtrat tätig. Während des Krieges begründete und leitete sie mit Gertrud Bäumer den Nationalen Frauendienst in Berlin. Nach der Einführung des Frauenwahlrechts arbeitete sie auch politisch; sie gehörte dem Berliner Vorstand der Demokratischen Partei als Mitglied an.

**Zietz †** Der plötzliche Tod Luise Zietz' am 27. Januar 1922 hat der proletarischen Frauenbewegung einen schweren Verlust zugefügt. Zietz war am 25. März 1865 in Bargtheide in Holstein geboren. Sie wuchs in engen Verhältnissen auf, besuchte die Volksschule und bildete sich dann als Kindergärtnerin aus. 1892 trat sie in die sozialistische Bewegung ein, in der sie als Agitatorin und Organisatorin vor allem für die Frauen kämpfte, die Arbeiterinnen zum Bewußtsein ihrer Lage zu bringen und zur politischen Aktivität zu erziehen suchte. In verschiedenen Schriften beschäftigte sie sich mit den Fragen der Frauenerwerbsarbeit, des Mutter- und Säuglingsschutzes, des politischen Kampfes der Frau. Ihr starkes Temperament und ihr warmes Mitgefühl, das im eigenen Erleben wurzelte, verschafften ihrer Werbetätigkeit einen großen Erfolg. 1908 wurde sie in den Vorstand der (damals einigen) deutschen Sozialdemokratie gewählt. Im Krieg war sie an der Begründung der Unabhängigen sozialdemokratischen Partei beteiligt und seitdem auch in ihr Mitglied des Vorstands. Sie wurde in die Nationalversammlung und dann in den Reichstag gewählt und trat mit großer Energie und Wärme für die Ziele ihrer Partei ein. Als Mensch hat sie sich überall große Sympathien erworben. In den leidenschaftlichen Zügen ihres Gesichts offenbarte sich eine interessante Persönlichkeit, die nicht nach ihren intellektuellen Äußerungen zu bewerten sondern aus dem Gefühl heraus zu verstehen war.

**Internationale** Vom 10. bis zum 16. Juli 1921 fand in Wien der 3. Kongreß der *Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit* statt, der von 192 Delegierten aus 26 Ländern besucht war. China, Japan, Polen waren zum erstenmal vertreten. Die Tagesordnung war mit den verschiedensten internationalen Problemen reichlich, vielleicht zu reichlich besetzt. Unter anderm wurden die Beziehungen der Liga zum Völkerbund diskutiert, wobei eine Meinungsverschiedenheit zwischen den Delegierten aus Frankreich und Italien einerseits, aus England und Amerika andererseits hervortrat (wohl ein unbewußter Ausdruck des verschiedenen Einflusses, den diese Länder im Völkerbund ausüben); während jene nicht viel von ihm erwarteten, wünschten diese ihn zu einem wirklichen Völkerbund auszubauen, und der Kongreß

beschloß der nächsten Versammlung weitgehende Vorschläge zu einer Verbesserung zu unterbreiten: als ob ein formaler Völkerbund, ohne Organisation der Welt und Integrierung der Produktionskräfte der einzelnen Nationen zu großen Wirtschaftskörpern, jemals etwas anderes sein könnte als die Legitimierung angelsächsischer Vorherrschaft. Zu dem heutigen Wirtschaftssystem wurde in einer ziemlich allgemein gehaltenen Resolution (friedlicher Ausgleich der Klassengegensätze, allmähliche Abschaffung der Vorrechte des Besitzes) Stellung genommen. In der Frage der Kriegsdienstverweigerung wurde ein radikaler Vorschlag der österreichischen Delegierten abgelehnt und der Beschluß des Züricher Kongresses erneuert, nach dem auf ein internationales Abkommen der Frauen hingearbeitet werden soll, das jede Kriegsunterstützung, sei es durch Arbeit, Geld oder Propaganda, verweigert.

Mitte Juli wurde in Moskau eine Konferenz der Frauen der sogenannten *kommunistischen* Parteien aller Länder abgehalten, auf der 28 Länder durch 82 Delegierte vertreten waren. Sie wurde von Clara Zetkin geleitet. Aus dem Bericht des Internationalen Frauensekretariats ergab sich, daß die Bewegung am stärksten in Deutschland und Bulgarien ist. Es wurde beantragt in Westeuropa ein Hilfssekretariat einzurichten und besondere Frauenagitationsausschüsse einzusetzen.

Aus Anlaß des internationalen Genossenschaftskongresses in Basel beriefen englische und österreichische Frauen im August eine Konferenz der *genossenschaftlich tätigen* Frauen. Genossenschaftliche Frauenorganisationen gibt es nur in England, Amerika und Holland; in den anderen Ländern sind Frauen nur als Mitarbeiterinnen in Genossenschaften tätig, in besonderm Maß in Österreich und der Schweiz. Auf der Konferenz waren Frauen aus der Schweiz, England, Amerika, Österreich, Rußland und Tschechien anwesend. Es wurde über Vorarbeiten zur Schaffung einer internationalen Organisation und über das Verhältnis zum Internationalen Genossenschaftsbund verhandelt, in deren Bureau jetzt 2 Frauen, die Vertreterinnen Österreichs und Rußlands, sind. Aufgabe und Zweck der neuen Organisation soll es sein die Frauen zur Mitarbeit heranzuziehen, die Zusammenarbeit und Verständigung der Völker zu fördern und zur Umgestaltung des heu-

tigen Wirtschaftssystems beizutragen. In diesem Sinn hatte sich auch der Jahreskongreß der englischen Frauengenossenschaftsgilde, der im Juni 1921 in Manchester zum 38. Mal zusammentrat, ausgesprochen.

Vom 17. bis zum 25. Oktober tagte in Genf der 2. internationale Arbeiterinnenkongreß, an dem *Gewerkschafterinnen* aus 11 Ländern teilnahmen. Deutschland, Österreich, Holland waren nicht vertreten, weil die Arbeiterinnen dieser Länder neben dem Internationalen Gewerkschaftsbund eine besondere Vertretung der Frauen nicht für notwendig hielten. Die französischen Frauen sprachen ihr Bedauern über das Fehlen der deutschen aus, da sie, wie eine Delegierte äußerte, an eine besondere Aufgabe der Frauen gegenüber den Zuständen in der Welt glaubten. Besprochen wurden vor allem Fragen der Frauenarbeit und ihres Schutzes. In einer Resolution wurde unter Hinweis auf die neuen chemischen Vernichtungsmethoden völlige Abrüstung gefordert.

**Friedensbestrebungen** - Was man vor allem von den Frauen und ihrem Einfluß auf die Gestaltung der politischen Verhältnisse, für die ja die äußeren Hemmungen immer mehr fallen, erwartete, ist eine besonders intensive, besonders überzeugte Arbeit für den Frieden zwischen den Völkern. In einem Brief an alle Frauen der Welt /Meilen, Selbstverlag/ wendet sich der schweizerische Gelehrte Rudolf Laemmel an die Frauen, weil er glaubt, daß sie sich leichter als die Männer aus dem circulus vitiosus der Gewalt, in dem die männliche Politik befangen sei, und der von einem Krieg in den andern treibe, befreien können. Sein Plan einer Völker-schule in der Schweiz, die er mit Hilfe der Frauen, insbesondere der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit aufzubauen wünscht, und in der 10 bis 30 Kinder jeder Nation zu Aposteln der neuen Friedensgesinnung erzogen werden sollen, hat freilich einen etwas utopischen Charakter; wenigstens dürfte man sich von der unmittelbaren Wirkung dieser Einrichtung, das Zustandekommen vorausgesetzt, kaum allzuviel versprechen. Sie ist aber auch wesentlich nur als Vorbild für die nationalen Schulen gedacht und berührt sich im innern Aufbau mit den Bestrebungen der sogenannten entschiedenen Schulreformer. Auch in der Broschüre Rudolf Goldscheids *Frauen, Freiheit und Friede*

/Wien, Suschitzky/, in der als einzige Rettung aus dem Chaos, in das die nationalistische "Realpolitik" hineingeführt hat, ein radikaler, positiver Internationalismus, ein entschiedener Wille zur Menschlichkeit, eine Preisgabe der Gewaltmethode verkündet wird, ergeht der Aufruf die neuen Wege zu beschreiten vor allem an die Frau. Die Frau sei durch ihre natürliche Beschaffenheit im Krieg immer die Benachteiligte, Schwächere; sie sei, als die bisher Unterdrückte, an der Aufhebung jeder Unterdrückung interessiert, und bei dem engen Zusammenhang zwischen äußerer und innerer Politik könne nur auf internationalem Weg auch für die inneren Nöte und Ungerechtigkeiten Hilfe gefunden werden. Daher sei es die Aufgabe der Frau gegen den Krieg zu wirken, dafür zu sorgen, daß seine Schrecken nicht vergessen werden, an einer neuen internationalen Gesinnung zu arbeiten, wie früher an der nationalen Gesinnung gearbeitet wurde. Den Gedanken, daß der Krieg an sich, nicht nur der sogenannte Angriffskrieg, zu verwerfen sei, daß die Kriegsgesinnung als solche bekämpft werden müsse, führt Helene Stöcker in einem Artikel in der Neuen Generation, betitelt *Die Frau und die Heiligkeit des Lebens*, aus. Die Frau als die Spenderin des Lebens habe die Unverletzlichkeit des menschlichen Lebens als höchstes Gesetz zu predigen. So erstrebenswert die Erweckung und Ausbreitung eines solchen Friedenswillens ist, so darf doch nicht verkannt werden, daß der Zustand, der ihm ganz entspräche, in dem jedes Volk »sein Schwert zerbricht«, nicht allein durch Verkündung der Gesinnung herbeigeführt werden kann, sondern daß er erst möglich ist, wenn die gesamten sozialen und internationalen Beziehungen der Menschen auf eine andere Grundlage gestellt sind, und daß es daher nötig ist an dieser Änderung mitzuwirken; neben der Erziehungsarbeit. Die Überzeugungen der Menschen und die gesamte ökonomische und politische Ordnung stehen in unauflöslicher Wechselwirkung, und eine pazifistische Propaganda, die diesen Zusammenhang nicht beachtet und sich auf die Verdammung des Krieges und die Aufstellung einer Friedensmoral beschränkt, die nicht die Wege zeigt, wie die Schwierigkeiten, die sich aus den Beziehungen der Völker ergeben, anders als durch Gewalt gelöst werden können, ist von vornherein zur Wirkungslosigkeit verurteilt. Schon die Verbreitung der

neuen Ideen wird in weitreichendem Maß kaum erfolgen, solange bei der pazifistischen Agitation das nationale Gefühl, soweit es nicht zum Nationalismus verzerrt ist, einfach ignoriert wird, während das eigentliche Problem in der Vereinigung nationaler und internationaler Gesinnung liegt. Mit ihm setzt sich die Schrift Rosa Mayreders Die Frau und der Internationalismus /Wien, Frisch & Co./ auseinander. Auch sie geht von der Annahme aus, daß die Frau als die Schwächere das Recht des Stärkern ablehnen, daß sie das Leben, das sie geboren hat, schützen müsse, und daß eine Beseitigung der Kriege nur durch internationalen Zusammenschluß, durch Erweckung internationalen Verantwortungsgefühls möglich sei. Mayreder erkennt, daß dem Nationalgefühl, der Heimatliebe, die sich in der Bereitschaft zu Opfern für die nationale Gemeinschaft äußert, ein ideeller Rang zukommt, und sie faßt sie als Ausdruck, als Widerspiegelung eines der zahlreichen Gemeinschaftskreise, die sich allmählich in der menschlichen Gesellschaft gebildet haben, wie Familie, Sippe, Berufsstand, Kirche. Sie alle können neben einander bestehen, wenn sie entsprechend proportioniert sind, wenn der umfassendere Kreis durch den engeren nicht beeinträchtigt oder ausgeschaltet wird; und der umfassendste ist der, der vorläufig freilich nur erst in der Idee besteht; die Menschheit. So gebührt dem Gefühl, das die Menschen als Menschen mit einander verbindet, der oberste Rang. Das Bewußtsein der nationalen Zusammengehörigkeit, die Liebe zur Muttersprache und zu dem Boden, in dem der Mensch wurzelt, braucht seine Menschlichkeit nicht einzuengen, aber der überspannte Nationalismus wirkt zerstörend auf die höheren Gemeinschaftskreise, er hat in diesem Krieg das Gefüge der abendländischen Kultur aufs schwerste erschüttert, die Einheit Europas vernichtet. Auch die Frauenbewegung hatte einen internationalen Gemeinschaftskreis gebildet, und wenn auch der Krieg dessen Entwicklung unterbrochen hat, so glaubt Mayreder doch Anzeichen zu spüren, daß ein Gefühl der internationalen Zusammengehörigkeit, ein allgemeines Schwesterngefühl unter den Frauen noch vorhanden ist; sie erinnert an den Frauenkongreß im Haag vom Jahr 1915 und an den 1916 veröffentlichten Appell französischer Frauen an die deutschen, in dem sie, aus der Gemeinsamkeit des Leidens heraus, die der Krieg geschaffen

hatte, mutig erklärten, daß sie von dem Haß, der auf beiden Seiten künstlich entfacht werde, nichts wissen wollten. »Wir, deren Land verheert ist, wir Französinen wollen euch zurufen: Wir zögern nicht den ersten Schritt zu tun... Wir wollen euch sagen, daß wir Schwestern sind und euch lieben.« Über die Friedensbestrebungen der Frauen während des Krieges hat 1920 die Internationale Frauenliga für Frieden und Freiheit in Deutschland eine Zusammenstellung veröffentlicht (Völkerversöhnende Frauenarbeit während des Weltkrieges /München, Heller/). Es wird da über die Bemühungen berichtet die Fäden zwischen den Frauen der einzelnen Nationen nicht abreißen zu lassen oder wieder zu knüpfen, die besonders in Deutschland aufs äußerste erschwert wurden, über die Arbeit für Verständigung, für einen annexionslosen Frieden. Es darf freilich bei der Bewertung dieser Arbeit und bei aller Anerkennung des Mutes, der dazu gehörte damals gegen den Strom zu schwimmen, nicht vergessen werden, daß sie sich großenteils auf Erklärungen und Proteste beschränkte, und ferner, daß es doch eben nur ein kleiner Bruchteil der Frauen war, der in dieser Weise gegen den Krieg Stellung nahm, und daß es auch heute noch ein kleiner Bruchteil ist, der wirklich die Beziehungen der Völker in neuem Geist gestalten will. Für wahren Völkerfrieden haben auch (und der Anzahl nach sicherlich weit mehr) Männer gearbeitet. Es hat daher keinen Sinn, wenn in einer Erklärung der deutschen Frauen vom Oktober 1914 gesagt wird: »Frauen stehen wahrem Menschentum näher als die Männer.« Oder wenn man, wie es jetzt Lida Gustava Heymann in der Frau im Staat tut, dem »männlichen Gewaltprinzip« ein weibliches Prinzip gegenüberstellt und verkündet, dieses Prinzip werde die Welt erlösen. Bevor die Frauen an ihrem Teil zu einer Umgestaltung der Welt Wesentliches beitragen können, wird es vieler Arbeit an ihnen selbst bedürfen; und damit der auf Völkerversöhnung hinarbeitende Vortrupp unter den Frauen den wünschenswerten Einfluß erlangt, wird er seine Tätigkeit noch in dem oben angedeuteten Sinn zu vertiefen haben.

**Politische Tätigkeit**      Anfänge einer Ausbreitung des Friedensgedankens kündigen sich jetzt in manchen Ländern an. Über die Gründung weiblicher Friedensorganisationen in Frank-

reich, Amerika und Japan ist in dieser Rundschau (in diesem Band, Seite 47) berichtet worden.

In Amerika traten schon im Januar 1921 verschiedene Frauenorganisationen in einer Konferenz mit dem Ausschuß des Repräsentantenhauses für militärische Angelegenheiten energisch für Abrüstung und für die Berufung einer internationalen Abrüstungskonferenz ein. Während der Abrüstungskonferenz veranstaltete dann die Internationale Frauenliga für Frieden und Freiheit eine Abrüstungswoche vom 4. bis zum 11. November, in der sie vor der Verwendung giftiger Gase in einem künftigen Krieg warnte und deshalb eine allgemeine radikale Abrüstung forderte.

In England haben im Sommer 1921 große Frauendemonstrationen gegen die Gewaltpolitik der Regierung in Irland stattgefunden. (Man sieht, daß der gute Wille bei all diesen Frauenmanifestationen nicht gerade von politischer Einsicht oder auch nur von bloßer Kenntnis der Sachlage bestimmt ist.) Übrigens wird aus England, wo kürzlich erst zum zweitenmal eine Frau (eine Liberale) ins Unterhaus gewählt wurde, von Edith Lytton in der Review of Reviews berichtet, daß gegen die Aufstellung weiblicher Kandidaten eine große Abneigung bestehe, und daß auch die Frauen erst allmählich begreifen, daß sie ein Interesse daran haben weibliche Abgeordnete zu wählen. Die Frauen legen nach diesem Artikel auch keinen Wert darauf in ihrer Eigenschaft als Frauen gewählt zu werden; sie wollen bei der Wahl nur als Persönlichkeiten betrachtet werden. Auch glaubt die Verfasserin, daß die Zahl der Frauen im Parlament nie groß sein, daß aber durch die starke Auslese eine gute Qualität der Abgeordneten verbürgt werde.

Der Deutsche Zweig der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit begrüßte am 4. Juni 1921 in einer Kundgebung an den Reichskanzler Wirth den neuen Kurs der Verständigung und des gemeinsamen Aufbaus; er teilte darin mit, daß auf Grund seiner Informationen sich die Folgen der neuen Politik im Ausland bereits bemerkbar machten, und sprach den Wunsch aus, daß auch im auswärtigen Dienst Frauen verwendet werden sollen. Auch von dieser Kundgebung gilt wohl das oben Angedeutete. Wenn bei so vielen Frauen in politischen Fragen eine große Unselbständigkeit zu beklagen ist, so mag eine erfreuliche Ausnahme aus rechtsstehenden Kreisen

hier erwähnt werden: die Abstimmung der deutschvolksparteilichen Abgeordneten von Oheimb bei der Annahme des Londoner Ultimatums, die »aus realpolitischen Erwägungen« im Gegensatz zur großen Mehrheit ihrer Fraktion für Erfüllung stimmte.

Ob der am 3. November 1921 gegründete, mehrere Frauenorganisationen auf überparteilicher Grundlage umfassende Frauenausschuß zur Bekämpfung der Schuldflüge, der Material sammelt, das das im Versailler Vertrag unterschriebene Schuldbekenntnis Deutschlands widerlegen und die Frage klären soll, wie weit Deutschland mit Schuld am Krieg trägt, zur Schaffung einer reinern Atmosphäre zwischen den Völkern beitragen wird, muß abgewartet werden. Wie man etwas »klären« will, was man, noch bevor die Untersuchung begonnen hat, als »Lüge« bezeichnet, ist freilich rätselhaft. Es besteht zum mindesten die Gefahr, daß in einer ausgebreiteten Propaganda in lokalen Vereinen, wie sie geplant ist, das ungeheuer verschlungene und weitgreifende Problem der Kriegsentstehung, auf das im Grunde der Begriff der Schuld eines einzelnen oder mehrerer Länder oder Personen gar nicht anzuwenden ist, zu sehr vereinfacht und schließlich, da das ganze Unternehmen doch in der Hauptsache dem Wunsch entsprungen ist durch Entkräftung der Behauptung von der alleinigen Schuld Deutschlands Deutschland zu helfen, nun wiederum allzu einseitig Deutschland »gerechtfertigt« wird. Wirklich helfen aber kann uns nicht ein Hin- und Herwerfen der Anklagen von Nation zu Nation sondern nur die wirkliche Erkenntnis der außenpolitischen Zusammenhänge, die noch heute (wie die Verhandlungen im Parlamentarischen Untersuchungsausschuß gezeigt haben) selbst den berufenen deutschen Politikern ein Buch mit 7 Siegeln sind.

**Kurze Chronik** Auf der 3. Konferenz der Internationalen Organisation der Arbeit in Genf vom 25.

Oktober bis zum 20. November 1921 erschien als einzige weibliche Regierungsdelegierte Betsy Kjelberg aus Norwegen. Doch hatten verschiedene Länder weibliche Sachverständige entsandt, so England, Frankreich, Italien, Griechenland, Japan und Cuba; aus Deutschland nahmen Gertrud Hanna und Else Lüders teil. ◊ In Gheluvelt in Belgien, einem Ort, der während des Krieges vollständig zerstört worden war, ist eine Frau

zum *Bürgermeister* ernannt worden. Damit hat Belgien seinen ersten weiblichen Bürgermeister erhalten. ◊ Der Betätigung der Frau als *Rechtsanwältin* stand in Frankreich bisher die alte Vorschrift im Weg, daß jeder Anwalt seinen militärischen Verpflichtungen gegenüber dem Staat genügt haben müsse. Nunmehr hat die Kammer beschlossen diese Einschränkung für Frauen aufzuheben, so daß ihnen der Anwaltsberuf offen steht. (Und wann wird man in Deutschland, das ja die Gleichberechtigung der Frau verfassungsmäßig statuiert hat, so weit sein?) ◊ Zur Studienrätin beim *Provinzialschulkollegium* in Hannover ist Agnes Wurmb ernannt worden. Ihr untersteht ein großer Teil der höheren Mädchenbildungsanstalten in der Provinz. ◊ Im Dezember 1921 habilitierte sich an der Berliner Universität Charlotte Leubuscher für Nationalökonomie. Sie ist die 3. *Privatdozentin* in Berlin; 2 Biologinnen, Rhoda Erdmann und Paula Hertwig, waren ihr vorangegangen.

**Literatur** Eine knappe und anschaulich gefaßte populäre Darstellung der rechtlichen

Stellung der Frau im privaten und öffentlichen Leben bietet das Buch *Georg Baums* Das Recht der Frau /Berlin, Vobach/. Die seltsame Zwiespältigkeit dieses Rechts; die grundsätzliche Gleichstellung der Frau mit dem Mann im politischen Leben und im Wirtschaftsleben neben der Abhängigkeit und Rechtlosigkeit, die mit ihrer Verheiratung eintritt, wird durch diese Zusammenstellung deutlich beleuchtet. ◊ Als Beilage der Presse der Unabhängigen sozialdemokratischen Partei Deutschlands erscheint im Verlag der Freiheit in Berlin seit Januar 1921 die *Frauenwelt*. Sie behandelt Probleme des Frauenlebens und bringt literarische Beiträge. ◊ Die Lebenserinnerungen *Otilie Baaders*, die sie mit Recht Einsteiner Weg genannt hat /Berlin, Buchhandlung Vorwärts/, werfen auf die auch bei uns wenig bekannten Anfänge der Arbeiterinnenbewegung ein Licht und erzählen eindrucksvoll von den schweren Kämpfen jener Zeit. Sie bilden auch, gerade in ihrer Schlichtheit, einen wertvollen Beitrag zum Verständnis des Werdegangs der sozialistischen Bewegung, das gerade der jüngeren Generation nützt. Dieser ruft die alte Kämpferin zu: »Halte die Rechte, die euch die neue Zeit gebracht hat, fest und gebraucht sie wie eine heilige Pflicht für die Zukunft, für den Sozialismus!«

## WISSENSCHAFT

Philosophie / Christian Herrmann

**Boutroux †** Die französische Philosophie hat eine Richtung ausgebildet, die, von Kantischen Grundlagen ausgehend, eine eigenartige Hinwendung zu einer spiritualistischen Metaphysik nimmt. Das unbestrittene Haupt dieser Schule war Emile Boutroux, der Ende November 1921 in Paris gestorben ist.

Boutroux wurde am 28. Juli 1845 in Montrouge an der Seine geboren. Er erhielt seine philosophische Ausbildung bei Jules Lachelier an der Ecole Normale supérieure, wo er dann von 1877 ab eine Professur für Geschichte der Philosophie innehatte. Seit 1888 lehrte er an der Pariser Universität. In seinen Hauptchriften *De la contingence des lois de la nature* /1874/ und *De l'idée de la loi naturelle dans la science et dans la philosophie* /1895/ wird der Gedanke durchgeführt, daß die Wirklichkeit kein eindeutig gesetzmäßiger Zusammenhang, sondern daß die »Zufälligkeit« eine Beziehung schaffende Kategorie ist. Die Wirklichkeit ist eine Zusammenfügung von über einander gebauten Sphären. Die untersten, das Gebiet des Möglichen schlechthin, und das der Existenz eines allgemein Seienden, die in der Logik und der Mechanik abgehandelt werden, sind durchgängig nach Prinzipien der Notwendigkeit konstituiert. Je weiter man aber in der Staffelung der Seinsgebiete zu höheren Formen kommt, um so mehr tritt die Notwendigkeit gegenüber einem frei schaffenden Prinzip zurück. Schon in der Welt des Materiellen herrscht nicht ganz reine Notwendigkeit. Im Leben, der nächsthöheren Stufe, und schließlich der Bewußtseinssphäre überwiegt die Freiheit gegenüber der Notwendigkeit. Da die Entwicklung von einer Seinsstufe zu einer andern nicht durch innere, kausale oder sonstwie geartete, Notwendigkeit vor sich gehen kann, so muß ein Einwirken eines freien, schöpferischen Prinzips angenommen werden, das sich in der ganzen Stufenfolge immer mehr selbst verwirklicht. Danach gibt es keine Wissenschaft im Sinn durchgängiger kausaler Erklärung der Wirklichkeit überhaupt sondern nur von den einzelnen Seinsgebieten und auch da nur im strengsten Sinn, wo unbedingte Notwendigkeit herrscht. Die Metaphysik dagegen, die auch Moral, Kunst und Religion in sich aufzunehmen hat, ist eine Erkenntnis, die das Wesen in der Mannigfaltigkeit seiner Entfaltungen ergreifen kann. Es er-

gibt sich dann, daß Kunst und Moral die Welt zu vervollkommen haben, und daß den Menschen die Aufgabe gestellt ist in gemeinsamer Arbeit die materielle Natur zu beherrschen und ein Reich der Freiheit und Harmonie aufzurichten. Emile Boutroux war eine jener Erscheinungen, deren Betrachtung geeignet wäre das konventionelle Bild, das man in Deutschland vom französischen Geist hat, von Grund auf umzustülpen, wenn man bei uns nicht die Gewohnheit hätte von einem bequemen und obendrein der Eigenliebe schmeichelnden Schema, statt von der unbequemen und die Selbstgefälligkeit demütigenden Wirklichkeit auszugehen. Boutroux selbst war immer um den Ideenaustausch und das gegenseitige Verständnis der Völker bemüht. Noch wenige Wochen vor dem Kriegsausbruch war er in Berlin, wo er in der Aula der Universität einen scharfgeschliffenen Vortrag über den deutschen und den französischen Geist hielt. Eine 1908 von ihm verfaßte Arbeit Wissenschaft und Religion in der Philosophie unserer Zeit, die auch deutsch (in der wertvollen Sammlung Wissenschaft und Hypothese /Leipzig, Teubner/) erschienen ist, sollte unter unseren Geistigen aufmerksame Leser finden.

**Mathematik** Die nichteuklidische Geometrie hat für die Philosophie ein erhebliches Interesse, da von ihr aus neues Licht auf das Raumproblem, die Bedeutung der Axiome, die der Geometrie zugrunde liegen, und auf manche andere Frage fällt. Die Debatte hat wohl einen gewissen vorläufigen Abschluß durch die Axiomatik Hilberts und seiner Schule erreicht, wonach die Axiome eine gewisse Selbständigkeit gegen einander haben. Das gilt insbesondere für das Parallelenaxiom. Je nachdem dieses gefaßt wird, ergeben sich 3 verschiedene, in sich durchaus widerspruchsfreie Geometrien: die des Euklid, wenn man annimmt, daß durch einen Punkt außerhalb einer Geraden nur eine Gerade zu legen ist, die mit der ersten nur einen in der Unendlichkeit liegenden Schnittpunkt gemeinsam hat; die Gauß-Lobatschewskijsche, bei der Annahme, daß durch einen Punkt außerhalb einer Geraden zu dieser mehrere Parallelen gelegt werden können; die Riemannsche, wenn man zugrunde legt, daß es zwischen 2 Geraden immer einen im Endlichen gelegenen Schnittpunkt gibt. Diese 3 verschiedenen Fassungen des Parallelenaxioms sind logisch ganz gleichwertig. Und was die so ge-

nannte Wirklichkeit betrifft, so ist mit empirischen Mitteln (Beobachtung und Versuch) keine Entscheidung möglich. Es war ein sonderbares Mißverständnis, daß man das überhaupt versucht hat. Ein Mißverständnis, das in neuester Zeit wiederholt wird und zu ganz naiv unphilosophischen Schlußfolgerungen führt. Die euklidische Geometrie ist (daran kann keine Empirie auch nur das geringste ändern) die transzendente Grundlage jeder möglichen Erfahrung, in der Weise, daß alle Meßmethoden die Euklidische Gerade voraussetzen. Wenn nun *Ernst Barthel* in seinem Buch *Polar-geometrie* /Berlin, Simion/ »seine auf dem Riemannschen Axiom fußende Darstellung« als »objektiv richtig« bezeichnet und, »mit der Erfahrung in Übereinstimmung«, die anderen Geometrien als »falsch« hinstellt, so bedeutet dies eine arge Verkenntnis des Sachverhalts. Die 14 Versuche das Riemannsche Axiom zu "beweisen" setzen es alle voraus; was dem Verfasser wohl deshalb entgangen ist, weil er nur mit Definitionen auskommen will und alle Axiome ablehnt. Die Unschärfe der Begriffsbildung und Unexaktheit der Gedankenführung, die sich hierin wie in vielen anderen Fällen zeigt (wenn zum Beispiel die Zeit zu einem Grundbegriff der Polargeometrie gemacht wird, weil man von bewegten Punkten, Geraden usw. sprechen kann), läßt andererseits manchen wertvollen Gedanken unausgeführt. Eine, wenn man an den Zustand mancher mathematischen Disziplinen denkt, recht zeitgemäße Abhandlung legt *Eduard Study* vor (Denken und Darstellung, in der Sammlung Vieweg /Braunschweig, Vieweg/), in der im Anschluß an eine Polemik gegen Pasch über die Notwendigkeit einer Darstellung, die nicht jeden kleinsten Gedankenschritt aufzeigen kann, ein Kriterium für das »Wertvolle« zu finden gesucht wird, was in der Fruchtbarkeit der Anwendung bestehen soll. Im Zusammenhang damit folgen recht beachtenswerte Äußerungen über Exaktheit der Begriffsbildung.

**Naturphilosophie** Prolegomena zu einer Kosmologie legt *Friedrich Neff* vor /Tübingen, Mohr/. Ausgehend von dem Kantischen Begriff der Teleologie, der sorgfältig von ähnlichen Begriffen geschieden wird, untersucht er die Beziehungen zwischen anorganischer und organischer Welt und zeigt, daß die Teleologie als regulatives Prinzip die Kluft zwischen beiden Reichen überbrückt. In einer wertvollen

Untersuchung über den Begriff der Urzeugung und des Lebens, das seine absolute Bedeutung verliert, wird die einheitliche finale Struktur aller Naturkörper aufgewiesen. Die Abhandlung, die mit einer streng transzendentallogischen Grundlegung beginnt, ist ein gutes Beispiel für das Bestreben in unserer Zeit aus der methodologischen Betrachtungsweise herauszukommen zu einer inhaltlichen, metaphysisch eingestellten.

Ein reichhaltiges Material über Physik und Erkenntnistheorie hat *Ernst Gehrcke* in seiner Studie *Physik und Erkenntnistheorie* /Leipzig, Teubner/ verarbeitet. Die allgemeinen Grundbegriffe: Raum, Zeit, Bewegung, Temperatur, Energie, Skalare und Vektoren, Entropie, Kraft, Masse, Atome und Äther, werden im Hinblick auf ihre methodische Erarbeitung und ihre Geltung ausführlich behandelt. Allgemeine Betrachtungen über die physikalischen Größen und ihren Unterschied zu den mathematischen, über das Wesen der Naturgesetze, Kontinuum und Diskretum, konditionale und kausale Naturbeschreibung geben dem Philosophen ein gutes Bild vom Zustand der heutigen Physik. An der letzten erkenntnistheoretischen Vertiefung fehlt es allerdings.

Zur Einsteinschen Relativitätslehre nennt *Ernst Cassirer* sein neues Buch /Berlin, Bruno Cassirer/. Es sind ungemein eindrucksvolle Untersuchungen, die deutlich erweisen, daß die Kantische Raum- und Zeittheorie weder durch die nichteuklidische Geometrie noch durch die relativitätstheoretische Physik betroffen wird, da der philosophische Begriff von Raum und Zeit von ganz anderer Struktur ist als der entsprechende physikalische. Gegenüber allem falsch verstandenen Empirismus zeigt Cassirer jedenfalls das eine, daß die Relativitätstheorie die Bedeutung hat das System der Physik sich in streng methodischer Eigengeltung seiner Begriffe aufbauen zu lassen. Freilich ist damit das weitaus komplexere Problem der Relativitätstheorie noch nicht erschöpft. Auch hier gilt es vom Methodologischen zum Substantziellen vorzudringen: eine Aufgabe, deren Lösung durch die grundsätzlichen Irrtümer, denen man heute vielfach bei der Behandlung dieser Dinge ohne Hemmung anheimfällt, nicht gerade erleichtert wird.

**Geschichts-  
philosophie**

Das schillernde, bei scheinbarer Gründlichkeit oberflächliche Buch *Oswald Spenglers* hat seit seinem Erscheinen eine ganze Literatur hervorgerufen: sehr be-

zeichnend für eine Zeit, die, mangels eines festen Kerns, so leicht in Verwirrung zu setzen ist. Immerhin begannen allmählich die Fachwissenschaften, die Spengler heranzieht, mehr oder minder scharf gegen diesen *Versuc!* einer analogisierenden und symbolisierenden Geschichtsanschauung Front zu machen, um die Reinheit ihrer Methode zu wahren. Zudem zeigte sich Spengler in seiner zweiten Schrift (*Preußentum und Sozialismus*) von einer im Grunde so ärmlichen und konventionellen Geistesrichtung, daß wenigstens die Jugend eine Ahnung von dem wahren Sachverhalt bekam. An diese Jugend wendet sich auch *Leonard Nelson*, mit einer Schrift, die er Spuk benennt /Leipzig, Der Neue Geist-Verlag/. Der oft beißend ironische Stil verwischt aber nicht die haarscharfe Gedankenführung und das zuweilen durchbrechende Gefühl für die Kraft des Selbstvertrauens zu kämpfen. Die bei Spengler auftretende Überspannung der historischen Betrachtung zu einem Relativismus übelster Art, der, ernst genommen, sich selbst aufhebt, wird einer scharfen, allerdings rein formallogischen Kritik unterworfen. Weiterhin prüft aber auch Nelson die mit dem relativistischen Wahrheitsbegriff zusammenhängenden Aufstellungen Spenglers, und er zeigt, daß keine eindeutige bestimmte Erfassung des "Zeitgeists", des "Urphänomens" (im Spenglerschen Sinn) möglich ist. Eine besonders eindringliche Beleuchtung erfahren zum Schluß Spenglers Anschauungen über Mathematik, von denen aufgewiesen wird, daß sie wenig Einsicht in das Wesen der Mathematik verraten. (Es ist eben möglich, daß man, wie Spengler, Mathematiker ist oder zu sein glaubt, ohne doch eine innere Beziehung zur Mathematik zu haben.)

Begnügt sich Nelson im wesentlichen damit die Widersprüche aufzuzeigen, die mit Spenglers Relativismus gegeben sind, und auf eine Fülle von Unklarheiten hinzuweisen, so geht *Otto Neurath* in seinem *Antispengler* /München, Callwey/ auf eine Reihe historischer Fragen im einzelnen ein, bei deren Behandlung er Spengler ungenaue Bearbeitung nachweist. Wesentlicher aber sind die grundsätzlichen Erörterungen Neuraths über Kulturphascologie, Morphologie und Ursymbole als Mittel zur Charakteristik der Kulturen. Die Lehre von den Kulturphasen, von positivistisch eingestellten Historikern wie Müller-Lyer, Lamprecht und Breysig schon vor Spengler vertreten, wirft für die Geschichts-

logik tatsächlich ein bedeutungsvolles Problem auf, zu dessen weiterer Behandlung Neurath einige gute Bemerkungen beisteuert. Das gilt noch mehr von der Kritik, die er Spenglers Lehre vom Ursymbol angedeihen läßt. Befreit man diesen Begriff von seiner schwankenden, verschwommenen Umkleidung, so ergibt sich der historische Wesensbegriff; ein Begriff, der, Handwerkszeug aller großen Historiker von Ranke und Burckhardt an, bis heute, ein Hauptproblem der Geschichtsphilosophie ist. Auch Neurath schreibt sein Buch, das mit einer Fülle historischer Anschauung getränkt ist, für die Jugend, »der es helfen will«. Diese Beachtung der engen Verflochtenheit des geistigen Lebens in das politisch-soziale, die zum Beispiel in Frankreich den geistig Schaffenden immer bewog die Durchführbarkeit seiner Ideen und ihr Einwirken auf das öffentliche Leben zu bedenken (ein Zeichen von Verantwortungsgefühl), hat bisher bei uns vollständig gefehlt. Infolge der jahrhundertlang währenden Ausschließung des Volkes von den Regierungsgeschäften und des Umstands, daß es bisher keine soziale Schicht bei uns gab, die auf lange Zeit hinaus das staatliche Leben zu tragen und zu gestalten hatte, bildete sich eine leichtsinnige Verantwortungslosigkeit bei unseren Intellektuellen aus, die sie mit spielerischer Unbekümmertheit ihre Konstruktionen ausführen ließ, ohne die Einwirkung auf die Wirklichkeit im geringsten zu bedenken. Damit ist nun freilich weder der reinen Wahrheit gedient, wie das Spenglersche Modebuch zeigt, noch dem Leben. Statt der Pflicht zum Schaffen gab man sich einem leeren Gedankengenuß hin. Die "Persönlichkeit", die man so zu bereichern trachtete, wurde damit der Möglichkeit zur Auswirkung zu kommen, damit also in Wahrheit ihres Persönlichkeitswerts beraubt.

**Totenliste** Anfang Oktober 1921 verschied in Darmstadt der außerordentliche Professor für systematische Philosophie und Psychotechnik an der Technischen Hochschule *Ernst Schrader*, im Alter von 56 Jahren.

In Erlangen starb der Ordinarius der Mathematik *Max Noether*, 77 Jahre alt. Er hat mit seiner Theorie der algebraischen Flächen und Kurven ein sehr wichtiges Werk geschaffen, das durch viele neuartige Lösungen großen Einfluß auf die Entwicklung dieser Disziplin ausgeübt hat.

Am 22. November starb *Max Verworn* in Bonn (siehe auch die Rundschau Biologie, in diesem Band, Seite 124). Er hatte in Berlin unter du Bois-Reymond und in Jena unter Haeckel und Preyer studiert. In Jena habilitierte er sich dann. Später wurde er nach Göttingen berufen. Von umfassendsten Gesichtspunkten aus bearbeitete er eine Allgemeine Physiologie /1895/, in der vom Standpunkt der mechanistischen Naturanschauung aus alle Lebenserscheinungen zu begreifen versucht werden. In seiner Biogenhypothese /1902/ unternahm er es in dem Chemismus einer dem Leben spezifischen Substanz, des Biogens, die mannigfaltigen Lebensvorgänge zu begründen. In den Psychophysiologischen Protistenstudien /1889/ suchte er an sehr interessanten Beobachtungen und Versuchen den Zusammenhang des physischen und seelischen Lebens der Einzeller aufzuzeigen. Auch zu erkenntnistheoretischen Fragen nahm Verworn Stellung. Er bekannte sich zu einem Empfindungsmonismus, ähnlich wie Mach, jedoch lange nicht so durchgearbeitet wie der Machsche Positivismus. Weiterhin erkannte Verworn der Naturwissenschaft nur eine konditionale Betrachtungsweise zu, allein empirisch und exakt begründbar, während er die kausale, als mit einem »mythologischen« Kraftbegriff behaftet, ablehnte. In den letzten Jahren widmete er sich intensiv prähistorischen Fragen, unter anderem dem Problem der Entstehung der primitiven Kunst.

Am 30. November starb der Mathematiker *Hermann Amandus Schwarz*, der Senior der Philosophischen Fakultät in Berlin. Schwarz war in der Wissenschaft wie auf der Universität eine hervorragende Persönlichkeit. Er wurde am 25. Januar 1843 in Hermsdorf /Schlesien/ geboren, studierte in Göttingen und Berlin, hier besonders unter Weierstraß. Seine wissenschaftliche Entwicklung war sehr früh abgeschlossen. 1864 promovierte er, 1867 wurde er außerordentlicher Professor in Zürich, 1869 ordentlicher Professor. 1875 ging er als Ordinarius nach Göttingen, 1892 wurde er Nachfolger Kummers in Berlin. Hier blieb er bis an sein Lebensende. Sein Hauptarbeitsgebiet war die Theorie der Minimalflächen, die er eigentlich erst begründet hat; schon mit seiner Dissertation hatte er in ungemein origineller Weise dieses Problemgebiet betreten. Auch mit der Abbildungstheorie hat er sich in wesentlichen Studien beschäftigt. Im Jahr 1890 kamen seine Gesammelten

Werke heraus. Seitdem hat er größere Arbeiten nicht mehr publiziert. Um so bemerkenswerter war die Rolle, die er im akademischen Leben Berlins spielte. Durch sein (schon durch die gewichtige Statur bedingtes) stets würdiges Wesen und durch viele kleinere und größere Absonderlichkeiten hat er zu zahlreichen Anekdoten Anlaß gegeben. Die akademische Lehrtätigkeit übte er mit besonderer Hingabe aus. Ganze Mathematiker-Generationen werden ihm eine dankbare Erinnerung bewahren.

Am 15. Dezember starb, 84 Jahre alt, *Leo Königsberger*, der Nestor der deutschen Mathematiker, in Heidelberg. Er war 1837 in Posen geboren, studierte vor allem in Berlin, wo er sich auch habilitierte. Den größten Teil seiner Lehrtätigkeit übte er in Heidelberg aus. Seine Arbeiten auf dem Gebiet der Differentialgleichungen zeugen von großem Scharfsinn und haben der neuesten Entwicklung der Physik wertvolle Hilfsarbeit geleistet. Am bekanntesten ist Königsberger durch seine Biographie Jacobis und vor allem durch seine Helmholtzbiographie geworden, in der er die schwierigsten Gegenstände mit besonderer Klarheit behandelt hat. Im Jahr 1919 ließ er eine Selbstbiographie erscheinen (*Mein Leben / Heidelberg, Carl Winter/*), in der ein typisches deutsches Gelehrten-dasein geschildert wird. Nichts von eigentlich individuellem Erleben, das allgemein menschliche Bezüge enthielte. Alles ist in fachwissenschaftliche und persönliche Beziehungen zu Gelehrten eingespant. Von einer Anteilnahme an den historischen Geschehnissen ist kaum eine Spur zu finden; gerade, daß sie erwähnt werden. Eine vom Leben der Zeit und ihren Problemen unberührte Existenz. So bietet Königsbergers Leben ein Beispiel jenes Daseins des deutschen Gelehrten, das (im Gegensatz etwa zu dem des französischen: man denke nur an die Rolle, die französische Mathematiker in der Geschichte Frankreichs gespielt haben) keine Pflicht zum schöpferischen Aufbau der Welt fühlt, daher auch von einer gewissen innern Unfreiheit nicht loskommen kann. (Kein Wunder, daß Königsberger zum Beispiel der Sophja Kowalewskaja, von der er einiges berichtet, mit naivem Nichtbegreifen gegenübersteht.) Ein überaus sympathischer, wertvoller Mensch, der aber als bloßer Wissenschaftler zum letzten Wert des Menschentums nicht vordringen wollte.

Am 22. Dezember starb in Wien *Josef Popper*, der Sozialreformer, Philosoph,

Erfinder und Dichter. Er wurde am 21. Februar 1838 in dem böhmischen Städtchen Kollin geboren, studierte dann an den Technischen Hochschulen in Prag und Wien. Nach einigen Jahren fruchtbarster Erfindertätigkeit widmete er sich, als Lynkeus, ganz seinen vielseitigen geistigen Interessen. In einem Werk über die allgemeine Nährpflicht führte er bis in Einzelheiten die Idee eines allgemeinen, alle Volksglieder erfassenden Dienstes an der Volksernährung durch, der an die Stelle der allgemeinen Wehrpflicht zu treten habe und wie diese einige Jahre dauern solle. In einem bedeutenden Buch über Voltaire beschäftigte er sich liebevoll mit diesem großen wirklichen Aufklärer.

**Gemeinverständliche Schriften** Martin Schlunk versucht es die *Weltanschauung* im Wandel der Zeit darzustellen /Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses/. Der 1. Band behandelt die Weltanschauung von den Griechen bis zu Hegel, der 2. Band die Weltanschauung der neuern Zeit. Die von gemäßigt protestantischem Geist getragenen Darlegungen geben ein einfaches, aber im wesentlichen, freilich nicht in allem, zutreffendes Bild von der Entwicklung der Weltanschauung von den primitiven Naturreligionen, über die griechische Philosophie, das Judentum und Christentum bis zu den modernsten theosophischen Strömungen. Eine systematisch orientierte Zusammenfassung schließt die historische Darstellung ab. Eine historische Darstellung des *Erkenntnisproblems* /Stuttgart, Dietz/ hat Viktor Thomas gegeben. Er schildert die Entwicklung der einzelnen erkenntnistheoretischen Standpunkte in klarer Weise und bringt sie in engen Zusammenhang mit der allgemeinen philosophischen Entwicklung. Der Verfasser sieht das Ziel des Fortschreitens der erkenntnistheoretischen Probleme in Josef Dietzgens nahezu erreicht. Das bedeutet zwar eine Überschätzung. Doch ist Dietzgens sicher wertvoll und interessant genug, um besser gekannt zu werden, und so kommt diesem Versuch historisch in Dietzgens Lehre einzuführen gerechte Beachtung zu. In der Teubnerschen Sammlung *Aus Natur und Geisteswelt* erschien Kurt Joachim Graus Grundriß der *Logik* in 2. Auflage. Die Literaturübersicht ist erweitert, auch sonst sind Ergänzungen vorgenommen worden. Der Standpunkt des sehr lehrreichen und klar geschriebenen Büchleins ist der Benno Erdmanns.

**Kurze Chronik** Von der Philosophischen Fakultät der Universität Berlin ist die folgende

**Preisauflage** gestellt worden: »Die philosophischen Grundanschauungen, insbesondere der Naturbegriff, des François Rabelais sollen in ihrer Eigenart dargestellt und ihre Beziehungen zu Erasmus klargestellt werden.«  $\diamond$  Der *Nietzschepreis* für 1922 wurde Richard Müller-Freienfels wegen seines (in dieser Rundschau, 1921 II, Seite 967 f., ausführlich besprochenen) Buches *Die Philosophie der Individualität* /Leipzig, Felix Meiner/ zuerkannt.  $\diamond$  Unter dem Namen *Kantstiftung* hat sich eine Vereinigung von Persönlichkeiten der verschiedensten Berufsstände in Deutschland und Deutsch Österreich gebildet, die sich der Aufgabe widmen will der »geistigen Anarchie und sittlichen Entartung«, die sich gegenwärtig immer hemmungsloser breit machen, entgegenzuwirken und eine innere Erneuerung des deutschen Volkes anzubahnen. In München soll eine Arbeitsstelle errichtet werden, die durch Vorträge und Druckschriften eine Bewegung zur Wiederbelebung des deutschen Idealismus und einer sittlich-religiösen Kultur in Fluß bringen will.  $\diamond$  Der außerordentliche Professor *Johann Radon* in Hamburg folgt einem Ruf auf den Lehrstuhl der Mathematik an der Universität Greifswald als Nachfolger Hausdorffs.  $\diamond$  Der Privatdozent der Mathematik an der Universität Hamburg *Bernhard Baule* ist an Stelle Oskar Peithner-Lichtenfels', der in den Ruhestand trat, zum ordentlichen Professor der Mathematik an der Technischen Hochschule in Graz ernannt worden.  $\diamond$  An der Universität Leipzig *habilitierte* sich Hans Volkelt für Philosophie; seine Habilitationsschrift behandelt die tolerante Geisteshaltung der antiken Skepsis.

#### Literatur

Erwin Guido Kolbenheyer bringt in seinem Buch *Amor Dei* /München, Georg Müller/ das Werden *Spinozas* mit großer Anschaulichkeit mit dem zeitgenössischen Kulturmilieu in Verbindung. Der Philosophiehistoriker wird die Befriedigung des Künstlers an diesem Werk teilen.  $\diamond$  Friedrich Köhler ließ ein recht ansprechendes Bändchen *Friedrich Nietzsche* erscheinen /Leipzig, Teubner/, das nach einer biographischen Einleitung die mannigfachen Wandlungen des Dichterphilosophen darstellt und, nach einer kritischen Auseinandersetzung mit seinen Anschauungen, eine Würdigung seiner Gesamtleistung bringt.

## KUNST

### Dichtkunst / Max Hochdorf

#### Roman

Das Unbehagen, das *Georg Hermann* aufwendet, um seine Verurteilung unserer schäbigen Zeit anzubringen, teilt sich auch dem Leser mit. Dieser Erzähler ist allezeit ein Grübler gewesen. Aber seine Grübeleien zielte auf ein sanftes Bekreken der kleinen Alltagsphilistereien hin. Man ist, wenn nicht vieles täuscht, immer besonders hellsichtig für die Schwächen der Menschen und Dinge, denen man verwandt ist. So ist *Georg Hermann* auch ein sehr gebundener Philister in seinem geistigen Dasein, gewiß ein zärtlicher Spießbürger, eine in die Breite gehende idyllische Natur, ein Anhänger von Welten, die nichts Monumentales und auch nichts Wuchtiges aufweisen. Wenn er sich mit großen Zeitfragen auseinandersetzt, so tut er es wie ein Kleinrentner des Moralischen, der sich erbost, weil ihm seine für saubere und gute Stuben hinreichende Tugend und Erdentreue beschädigt wird. Er entrüstet sich nicht mit kochendem Blut darüber, daß die Welt sich im Krieg aufraß. Es stört ihn weit heftiger, daß irgendein Beamter oder Droschkenkutscher die Gesetze der Ehrlichkeit und Höflichkeit nicht mehr achtet. Die Größe des Weltleids beleuchtet sich ihm durch die winzige Misere. Das ist ein Gesichtspunkt, aber ein krähwinkeliger. Und so möchte man *Georg Hermann* nicht einen Weltweisen sondern einen Schlafrock- und Pantoffelphilosophen nennen. Was mit aller Berechtigung aus seinem letzten Roman *Schnee* /Berlin, Fleischel/ übrigens auch zu entnehmen ist. Die Ästhetik, die Seelenstudie, die Erkenntnis des Menschlichen ist sehr schwach in dem Buch. Es wird die Psychologie der Kriegszeit aufgewendet, um die Lebensmattheit eines alternden Herrn zu erklären. Das ist der tiefere Sinn des Titels *Schnee*. Aber diese Geschichte von der kleinen Menschenzerbröckelung vertritt nicht einen so massiven Auftakt. Es bildete sich ein Mißverhältnis zwischen dem Kunstziel und dem Kunstmittel heraus. Und so entartete der Stil des Künstlers, der ein Echo seiner selbst geworden ist, der sich nur noch wiederholt, der sich nicht mehr entfaltet. Man verlangt nach Bewegung, wo uns die Betrachtung regiert. Und man prüft die Methode der Schriftsteller jüngern Bluts, die auf Spannung des Lesers hinarbeiten und von der Erbauung wenig

halten. Solch ein Parforceschriftsteller ist *Paul Frank* in seinem Roman *Harun al Raschid* /Berlin, Schuster & Loeffler/. Ein Mensch, der in Monte Carlo das letzte Goldstück auf das grüne Tuch legte, wird von irgendeinem irdisch-überirdischen Quälgeist, von irgendwelchem Kinogenie, von irgendeinem Ali Baba im Frack mit einigen Rettungsmünzen beglückt. Dafür wird der Spieler vom Selbstmord gerettet, er wird wieder ein Millionär, er wird Besitzer einer herrlichen Frau und anderer Kostbarkeiten. Doch der Teufelsgeist seines Schicksals-herrn verlangt, daß der Gerettete nach Jahresfrist die Waffe des Selbstmörders ergreift. Und es beginnt nun das literarisch zugestutzte Werk der Folterung, das zum reinlichsten entladenen Knalleffekt hinaufführt. Balzac konnte in der *Peau de chagrin* ein Schicksals-sinnbild von solchen Spannungsmomenten formen, Sar Peladan fügte zu derartigen Stoffen noch einige Kantharidenmysterien. Paul Frank lernte von jedem, er wurde ein vorzüglicher Goldfälscher.

**Erzählungen** Der junge Verlag von Friedrich Lintz in Trier geht erfreuliche Wege. Die *Geschichtensammlung der Stillen*, die Max Tau dort, bedächtig, beratend, jugendlich verliebt, stürmisch empfehlend, von dem Überschwang des Herzens auch geblendet, herausgab, vereinigte eine achtungswürdige Schar schon geklärt und noch gärender Talente. Die plumpe Kolportage wurde vermieden, dort selbst, wo die Kunst und Durchleuchtung des Seelischen noch gering war. Und ist auch die Liebesgeschichte Marianne von *Bruno Arndt*, die an gleicher Stelle erscheint, durchaus nicht das, was ein stilgeformter Liebesroman wäre, ist die Geschichte auch vorläufig noch nichts anderes als eine Lyrik von novellistischen Maßen oder eine Novelle mit lyrischem Klang, so gewinnt doch die Reinheit des Schriftstellers, der sich von den Schreibern ausscheidet. Die Wienerin *Vicki Baum* lebt in der Welt des Theaters. Aber so, daß sie das Menschliche im Theatralischen fühlt. Sie beschrieb den Werdegang einer großen Sängerin, einer Isolde Blondhaar, die ihrem Tristan (der aber nur ein guter, übrigens für seine Sache glühender Bühnenteater ist) doch nur eine Isolde Weißhand war. Irgendwo, am Rand, gehen noch Menschen verloren, die leben wollten, aber nicht fürs Leben waren. Das ist *Vicki Baums* Ein-

gang zur Bühne /Berlin, Ullstein/. In ihrem Buch von den Tänzen der *Ina Raffay* /Berlin, Ullstein/ ist das selbe Theater, das selbe Leben, abgewandelt, sich selbst aufsaugend. Und mehr noch in einigen ihrer Novellen, die sie in einem Band gesammelt hat (Schloßtheater /Berlin, Fleischel/). Diese Schriftstellerin sieht das Nahe: auf weibliche Art zwar, wahr im Instinkt, doch ohne die letzte Weite, die Distanz hält zum Großen, es im Alltäglichen nicht verlierend. Alle ihre Bücher sind ungewöhnlich unterhaltend, mit feinen Reizen, die aus den Stoffen kommen und nie aufdringlich sind. Aber sie sind auch mehr als das; sie rühren, von fern, an das Gebiet, das das des schmerzvoll schaffenden Künstlers ist.

Die Uferleute *Wilhelm Schmidbons* /Berlin, Fleischel/, diese rheinischen Geschichten, deren Gedrungenheit und herzliche Belebung seit bald 2 Jahrzehnten geschätzt werden, dürfen jetzt erst wieder neu erscheinen. Während also eine Riesenumenge Mittelmäßigkeit Nachfrage und Absatz fand, setzte sich dieses schöne Buch nur mit mühseliger Langsamkeit zur neuen Auflage durch.

**Neuauflagen** Emil Bernhard schrieb das Lebensbild des *Jehuda Halevi* /Berlin, Erich Reiß/, des jüdischen Dichters, der zu Beginn des 12. Jahrhunderts Gott pries, eine Feuersäule der Gelehrsamkeit war, ein jubelnder Minnesänger, ein melancholischer Verkünder der israelitischen Traurigkeit und gleichzeitig ein herrlicher Formkünstler. Heinrich Heine, der das Märchen dieses Daseins liebte, obwohl er es nach den Quellen kaum kannte, hat ihm die Unsterblichkeit seiner zierlichen Trochäen geweiht (wenngleich er ihm zu Unrecht das Sabbathlied zuschrieb, dessen jüdische Innigkeit an jedem Freitagabend in jedem jüdischen Haus erklingt). Die Nachbildungen der hebräischen Texte sind darum bei dem geschmeidigen Übersetzer Heinesche Nachklänge geworden. Die Aufschlüsse über die Persönlichkeit Jehuda Halevis verdienen viele Anerkennung. Bernhard ist ein gelehrter Führer mit Schwung und Stilgefühl, und er verschenkt seine Wissenschaft mit jenem Frohsinn, den der von ihm gelabte Freund der Dichtung gern bestätigt. Clemens Brentano begrub *Sophie Mereau*, die Gattin, die ihm das 2. Kind gebären sollte, und schrieb, daß ihr auf Erden nichts gelungen ist, »keine Liebe, keine

Freundschaft, keine Mütterlichkeit, keine Kunst, keine Andacht«. Diese unglückliche Frau der Romantik hat nun ihre Zeit mit Romanen und Abhandlungen überschwemmt. Goethe und Schiller hörten ihr auch zu. Das Blütenalter der Empfindungen ist der Titel eines Romans, den sie eher fühlte als schrieb, was Walther von Hollander feststellt, der noch einmal ihr geistiges Zerrbild zeichnet /München, Dreiländerverlag/. Von 1786 bis 1859 lebte *Marceline Desbordes-Valmore*. Sie war eine Schauspielerin, die an den kleinen französischen und belgischen Theatern herumwandern mußte. Nach einigen Erlebnissen, die sie in großer Reinheit überwindet, wird sie die Gattin eines mäßigen Schauspielers. Und da sie diesen Durchschnittsmann, der nur winzige Stellungen ausfüllen konnte und niemals recht vorwärts kam, außerordentlich liebte, gab sie das meiste von ihren sehr großen Träumen auf. Sie war nur sorgsame, eine dunkle Dürftigkeit verklärende Gattin und Hausmutter. Sie dichtete, und sie tat es in einer weltfernen Abgeschlossenheit und Bescheidenheit, die dem opferbereitesten Charakter nur zur höchsten Würde gereicht. So kam es, daß die feinen Zeitgenossen von *Marceline Desbordes-Valmore* diese Frau entdecken mußten, als wenn sie etwas sehr Seltsames aus irgendeiner geheimnisvollen Unergründlichkeit hervorholten. Besonders *Sainte-Beuve*, der empfindungsreiche und neugierige Sammler literarischer Kuriositäten, widmete sich der Erkenntnis dieser Frau. Es war das Rätsel aufzulösen, wer denn eigentlich die Liebesseele der Jungfrau zum erstenmal erweckt habe. Die Freude an dieser Schnüffelerei veranlaßte *Sainte-Beuve* die Gedichte *Marcelines* zu durchforschen. Er pries diese Gedichte sehr, er stellte sie über jede andere Frauenlyrik. Und *Stefan Zweig*, der das Andenken *Marceline Desbordes-Valmore*s aufbewahrt, deren Reime die jetzt auch verstorbene *Isela Etzel* verdeutschte hat /Leipzig, Inselverlag/, nimmt das Urteil der Vergangenheit in Treue auf. Zu gläubig sicher. Dem Anekdotischen des bewegenden Schicksals dieser Frau verfiel *Zweig* ebenso wie *Sainte-Beuve*. *Marceline Desbordes-Valmore* hat nichts Gemeinsames mit den höchsten lyrischen Frauentalenten ihres Landes. Sie ist viel zu weitschweifig gewesen. Die geniale Konzentration, die etwa in der vorzüglichen *Louise Labé*, der herrlichen Sonettistin aus *Lyon*, lebte, hat ihr ganz gefehlt.

Zweigs zarte Kraft der Nachbildung fremder Dichter diente aber mit Recht der Verklärung des *Arthur Rimbaud*. Das Leben dieses Franzosen, das von 1854 bis 1891 nur reicht, ist eine ungeheure, schon häufig hergestammelte Fabel der Wirklichkeit. Denn dieser Künstler war die inspirierte Ursprünglichkeit ohnegleichen. Und das Dasein, das er als Vagabund, Pionier und Handelsmann in orientalischer Exotik führte, gleicht dem kühnsten Werk eines phantastischen Erzählers. Das Werk *Arthur Rimbauds* verdeutschte *K. L. Ammer* für den Inselverlag, der sich so zu dem Biographen *Stefan Zweig* gesellte. Der *Germinal Zolas* vermehrt die gute Sammlung der *Romane der Weltliteratur*, die bei *Hesse & Becker* in *Leipzig* erscheinen, um ein mächtiges Werk.

**Almanache** Die Almanache, die alljährlich von den Verlegern herausgegeben werden, fördern eine gewisse Genießlichkeit, man eignet sich da allzu leicht Bruchstücke der Kunst und Wissenschaft an. Doch wird man auch auf vieles aufmerksam, was sonst unbeachtet verschwindet. Daher haben die Verleger, die solche Sammelbücher bringen, schon ihre Verdienste. Und jeder zeigt darin auch seine eigene Art. Der *Mossealmanach* ist geschickte Journalistenarbeit. Dichter und Gesundheitslehrer für die gute bürgerliche Ehe haben das Wort. Der *Inselalmanach* verbreitet Lust auf die poetischen Geister der Welt, zumal diese deutsche Bücherei jetzt Kleinodien fremdländischer Dichtung sorgsamer druckt als jede andere europäische Bibliothek; man sehe sich die *Inselausgabe* des *Byronschen Manfred* oder des *Molièreschen Malade imaginaire* an. Jedes dieser Jahrbücher des *Inselverlags* bringt auch abgeschlossene kleine Stücke, die um ihrer selbst willen gelesen werden müssen. Wille und Gestaltung ist der *Almanach* von *Eugen Diederichs* in *Jena* genannt. Die herzensstarken Dichter des Krieges, die aber nicht der Schreierei huldigten, die Mystiker aller Zeiten, die Volksmärchen der Welt, die pädagogischen Meister, die politischen Gehirne eines menschlichen Hochstands, all dieses Ernste, all dieses Wichtige, manchmal auch Pedantische oder scholastisch Überschätzte, wurde von dem dankbaren *Eugen Diederichs* aufgenommen, dem wir nun darum Dank schulden. Der Verlag *Fleischel* in *Berlin* gab ein Jahrbuch des *Literarischen Echos* heraus, das er Ernte nannte, und für

dessen anständige Gestaltung und Brauchbarkeit Ernst Heilborn die Verantwortung trägt. Der Jahresalmanach des Verlags *Engelhorn* in Stuttgart heißt *Der Putto*. Etwas süßlich und nicht ermunternd. Aber auch durch diesen Familienverlag weht jetzt ein frischerer Geist, was eine ganze Reihe seiner Beiträge erweist. Der *Amaltheaalmanach* in Wien vereinigt Schweizerisches und Österreichisches. Das Wienerische, das blühte, wird aus der Vergangenheit zurückgeholt. Schweizer, wie der kultivierte Robert Faesi, spüren dem Wesen des österreichischen Rainer Maria Rilke nach. Dieser Almanach gibt vielen national getrennten Geistern stets schönen Anlaß zur Verbrüderung. Endlich eine in jedem Betracht neue Erscheinung: der 1. Almanach des *Weltverlags* in Berlin. Hier erscheinen die Köpfe des Judentums unserer Zeit, nicht der deutschen Staatsbürger "jüdischer Konfession" sondern der lebendigen jüdischen Gemeinschaft, die nicht abschließen sondern ihre schöpferische Aufgabe, ihren Beitrag für die Menschheit, in Angriff nehmen will.

**Totenliste** Bulgariens größter zeitgenössischer Dichter, *Iwan Wasow*, ist im September

1921 im Alter von 71 Jahren gestorben. Seine Beisetzung erfolgte auf Staatskosten. In Berlin veranstaltete der bulgarische Studentenverein *Rodina* eine Gedächtnisfeier, in der der Professor Kaßner ein Bild vom Leben und Schaffen des Dichters gab, und Paul Lindenbergh im Namen der Deutsch-Bulgarischen Gesellschaft und der vielen Deutschen sprach, denen Wasow durch seine Gedichte die Seele des bulgarischen Volkes nahegebracht habe.

Am 30. September starb *Oskar Panizza*, 68 Jahre alt, in einem Bayreuther Irrenhaus. Als junger Nervenarzt hatte sich Panizza in München der literarischen Bewegung der Jungen angeschlossen, die um das Jahr 1890 herum mit jeder Tradition in der Literatur brechen wollte. Im Kampf der Zensur und Polizei gegen die Mitarbeiter der Gesellschaft wurde Panizza für sein Drama *Das Liebeskonzil* zu 1 Jahr Gefängnis wegen Gotteslästerung verurteilt. Nach der Entlassung siedelte er nach Paris über. Seine Schriften, die dort wie auch in München entstanden sind, kamen unter dem Titel *Visionen der Dämmerung* heraus.

Am 13. Oktober ist in Meißen, wo er sich vorübergehend aufhielt, 60 Jahre alt, *Max Beyer* gestorben. Er glaubte

sich einen vaterländischen Dichter, weil er auf Bismarck Hymnen reimte und sonst zum konservativen Deutschland hielt. Er dichtete einen Deutschen Christus und Schillers letzte Lebensstunden, ein triefendes Melodram.

Am 24. November starb *Felix Philippi* 70jährig in Berlin. Er hat eine Reihe von Dramen, wie *Daniela*, *Das alte Lied*, *Der Dornenweg*, *Das Erbe*, *Das große Licht*, verfaßt, die viel aufgeführt wurden, literarisch aber nicht gerade erheblich waren. Später schrieb er Erzählungen aus Berlins Biedermeierzeit. Sein Bestes gab er in seinen Plaudereien aus seiner Berliner Kindheit, die eine behagliche, freilich sehr bürgerliche Lebenskultur zeigen.

Am 1. Weihnachtstag ist, wie hier schon in der Rundschau Nationale Bewegung (in diesem Band, Seite 121) berichtet wurde, in Paltawa *Wladimir Korolenko* gestorben, der große Dichter, der volkstümliche Erzähler, ein Mensch von aufwiegelter Güte, der die Liebe der Masse gewann, weil er sie liebte. Rosa Luxemburg hat in einem sehr schönen Prosastück die Persönlichkeit Korolenkos beschrieben. Die Geschichte eines Zeitgenossen ist das Werk, das ihn am besten charakterisiert.

Der ungarisch-jüdische Dichter *Josef Kib* starb Anfang Januar 1922 in seinem 78. Lebensjahr. Ein einziges Gedicht, betitelt *Gegen den Strom*, hat internationale Berühmtheit erlangt. Er schrieb es als flammenden Protest zur Zeit des Ritualmordprozesses von Tisza-Eszlar.

**Kurze Chronik** Der Verlag Wolf Albrecht Adam in Hannover hat

*Preis ausschreiben* für philosophische und politische Essays, für Gedichte, Dramen, Romane und Novellen, auch für künstlerische Bucheinbände und Buchschmuck erlassen. ◊ Der *Kleistpreis* für 1921 ist Paul Gurk, namentlich für sein Drama *Thomas Münzer*, zuerkannt worden. Ferner haben Joachim von der Goltz, Leo Weißmantel und Inge von Holtzendorff ehrende Erwähnungen erhalten. ◊ Der *Goncourtpreis* für 1921 wurde einem Neger, René Maran, für seinen Roman *Batonala* zuerkannt, der das Leben eines Negerhäuptlings schildert. (In Frankreich ist die angelsächsische "Farbigen" Verachtung unbekannt, wie der Rassenwahn dort überhaupt kaum eine Rolle spielt; die Menschen werden als Menschen genommen, daher hat man dort auch kein Verständnis für die "Schwarze Schmach".) ◊ Die Stadt

Buenos Aires hat für junge Dichter und Schriftsteller als Zeichen der Dankbarkeit und zur Förderung ihres Schaffens Preise ausgesetzt. Die beiden ersten erhielten die lyrische Dichterin Alfonsina Storni und der Romanschriftsteller Manuel Galvez. ◊ Der bisher versiegelte *Nachlaß Grillparzers* wurde in Wien an seinem 50. Todestag erbrochen. Grillparzer, der Scheue, wollte erst das halbe Jahrhundert seiner Unsterblichkeit hingehen lassen, ehe er die Siegel zu diesem Geheimnis preisgab. Die ersten Andeutungen, die der Öffentlichkeit das Ergebnis der Entschleierung verraten, kündigen neue Dokumente zur Liebe Grillparzers für Kathi Fröhlich an. Es war eine Liebe, die nur kurze Zeit wirklich und hernach ein Leben lang in phantastischer Verklosterung dauerte. August Sauer, der die vergilbten Papiere in seine Obhut nahm, wird bald mit der Treue, die ihn auszeichnet, alles ordnen und erklären. ◊ Unter der Leitung Alfred Momberts in Karlsruhe, des Literarhistorikers Petsch in Hamburg und Gustav Kirsteins in Leipzig ist eine *Dehmengesellschaft* gegründet worden. Sie will eine Reihe interessanter und wertvoller Manuskripte, Entwürfe und Briefe aus Dehmels Nachlaß, die für die Aufnahme in die Gesammelten Werke des Dichters weniger geeignet sind, in Privatdrucken den Freunden und Verehrern zugänglich machen. Als erster Druck dieser Gesellschaft wurde ein Jugentagebuch Dehmels aus dem Jahr 1893-1894 herausgegeben. ◊ Dem *Goethemuseum* in Weimar hat eine Gönnerin, Heyden, ihr gesamtes Vermögen von 5 Millionen Mark hinterlassen. ◊ In Bologna ist ein *Carduccimuseum* eingeweiht worden, das, außer wertvollen persönlichen Erinnerungen an den Dichter, seine Bibliothek enthält, die reich an bibliographischen Seltenheiten ist.

#### Literatur

Eine volkstümliche Poetik hat *Richard Müller-Freienfels*, der sich mit Anmut in die Probleme der künstlerischen Schöpferkraft einfühlen kann, für die Teubnersche Sammlung *Aus Natur und Geisteswelt* geschrieben. Der Kunstfreund, der sich ohne Überanstrengung einem Führer von Kenntnis und Geschmack anvertrauen will, soll diesem verdienstlichen Betrachter der Dichtung folgen. ◊ *Friedrich Märker*, der Zur Literatur der Gegenwart schrieb /München, Langen/, und *Paul Merker*, der Neue Aufgaben der deutschen Literaturgeschichte festlegt /Leipzig, Teubner/, sind Gelehrte,

die Elsters etwas mechanische Prinzipien der Literaturgeschichte erweitern und dem soziologischen Studium des Literarischen größern Raum geben. Beide wenden sich an Lernende, die erst erzogen werden müssen. ◊ Deutsche Klassiker im Ghetto studierte *Samuel Meisels* /Wien, Die Neuzeit/. Der Weg, den Schiller, Goethe, Heine und die Kleineren nahmen, bis sie ins Ghetto gelangten, ist bunt. Der Gelehrte, der diese Fragen löst, verbindet germanistische Schulung mit hebraistischem Wissen. ◊ In der Phantasie seiner Zeitgenossen und auch in der Einbildung der Nachwelt hat *Dante* als ein Gegenstand der Dichtung gelebt. Der Dichter wurde bedichtet, es wurde viel um ihn gefabelt, eine gute und eine böse Legende wurde um ihn ausgebaut. Diese Legende um Dante behandelt Albert Wesselski als ein gelehrter und fröhlich gestaltender Forscher /Weimar, Alexander Duncker/. ◊ Michael Grusemann schrieb für die Philosophische Reihe des Verlags Rösl & Co. in München die Biographien *Dostojewskijs* und *Tolstojs*. Er tut es als ein belesener und objektiver Mann, der seinem Leser alles sagt, was die hingebende Lernbegierde fordert.

## KULTUR

### Technik / Heinrich Lux

**Paraffindruckoxydation** Franz Fischer berichtet über neue Versuche zur Überführung von Paraffinen in Fettsäuren, die mit Natronlauge gut schäumende Seifen ergeben. Diese Versuche können eine sehr erhebliche technische Bedeutung gewinnen, da Paraffine bei der Braunkohlenverschmelzung, bei der Destillation des Rohpetroleums und bei der Torftemperaturdestillation in großen Mengen abfallen und so einen neuen Rohstoff für die Seifenfabrikation, die bisher ausschließlich auf die Verarbeitung tierischer und pflanzlicher Fette angewiesen war, abgeben können. Das Fischersche Verfahren ermöglicht es die teuren Oxydationsmittel, wie Chromsäure, Permanganat, Salpetersäure usw., zu entbehren. Die Oxydation vollzieht sich vielmehr schon bei der Anwendung von komprimiertem Sauerstoff, komprimierter Luft oder komprimierten Gasen, die molekularen Sauerstoff enthalten. Daher die Bezeichnung Druckoxydation. Die Versuche wurden in der Weise ausgeführt, daß man in eisernen Autoklaven unter Temperaturerhöhung bis auf 180° Sauerstoff auf die Paraffine unter rund 30 Atmosphären Druck einwirken ließ.

Um die Selbstentflammung zu verhindern und gleichzeitig ein Lösungsmittel für den komprimierten Sauerstoff zu haben, wurde unter Gegenwart von unverbrennlichen Flüssigkeiten (am einfachsten Wasser) von hoher spezifischer Wärme und hoher Verdampfungswärme gearbeitet. Die entstehende freie Säure wurde durch Alkalien oder Carbonate unschädlich gemacht, wodurch sofort Seife erzeugt wurde. Die Ausbeute hängt von der Zeitdauer der Einwirkung und von der Anwesenheit von Katalysatoren (zum Beispiel Eisen) ab. In dieser Richtung wirkten die Eisenwandungen der Autoklaven besonders günstig; denn Versuche mit Autoklaven, deren Wandungen mit Blei oder Glas ausgekleidet waren, zeigten, daß in diesen Fällen die Oxydation außerordentlich langsam verlief. Sehr günstig wirkte dann noch die Anwendung von Akzeptoren wie Toluol und Xylol zur Emaligierung des Paraffins. Die Oxydation verlief dann erheblich rascher und lieferte eine bessere Ausbeute an festen Fettsäuren. Versuche mit den verschiedensten Paraffinarten zeigten, daß diese gleich gute Ergebnisse ergaben wie die mit Reinparaffin. Um bei der Aufarbeitung der entstehenden Seifenlösungen auf feste Fettsäuren die Bildung wertloser Nebenprodukte zu vermeiden, beispielsweise die Bildung von Chlornatrium beim Ausfällen mit Salzsäure, wurden die Seifenlösungen bei 180 bis 200° und unter Druck mit Kohlenoxyd behandelt. Es fallen dann weiße Fettsäuren aus, und anstatt der fettsauren Salze entsteht Ameisensaures Natron, das durch Glühen in Soda übergeführt oder auf Ameisensäure oder Oxalsäure verarbeitet werden kann.

#### Kohleverflüssigung

In der ältern wissenschaftlichen Literatur wird die Kohle schlechthin als un-

schmelzbar bezeichnet. Versuche an dem

elektrischen Lichtbogen zwischen Kohlenelektroden ergaben nun die Tatsache, daß die Temperatur des positiven Kraters immer gleich bleibt (rund 4200° absolut), wie hoch auch immer die angewandte Stromstärke ist, abgesehen von gewissen Ausnahmefällen sehr hoher Stromdichte. Die eingehenden Untersuchungen von *Otto Lummer* und *Wilhelm Mathiesen* ergaben dann weiter, daß die Kratertemperatur ansteigt, wenn der Lichtbogen zwischen Kohlenelektroden unter Druck erzeugt wird. Diese Abhängigkeit vom Druck deutet mit Gewißheit darauf hin, daß sich bei der

Entstehung des Lichtbogens ein Schmelz- oder ein Verdampfungsphänomen abspielen muß. Lummer vertritt bei der Deutung seiner Versuche mit Entschiedenheit die Ansicht, daß die Kohle zum Schmelzen kommt. Diese Ansicht wurde jedoch nicht allgemein geteilt, weil nur ganz winzige Schmelzprodukte, kristallisierter Graphit, nachgewiesen werden konnten. Wesentlich überzeugender sind die Versuche, die *Eugen Ryschkewitsch* in dem Physikalisch-Chemischen Laboratorium der Graphitwerke in Kropfmühle bei Passau angestellt hat. Bei diesen Versuchen wurde mit Widerstandsheizung gearbeitet, im Gegensatz zur Heizung mit dem Lichtbogen. Das heißt, der zu erhitzende Körper bildete selbst einen Teil des Stromkreises, in dem sich die elektrische Energie in Joulesche Wärme verwandelt. Als Widerstandskörper wurde reiner Flienzgraphit angewandt, der sich in einer Kassette aus Kohlenplatten befand. Die Stromzuführung geschah mit Kohlenelektroden, deren scharf zugeschnittene Enden genau in die Kassette paßten und direkt an den Füllgraphit grenzten. Bei diesen Versuchen zeigte es sich, daß die scharfen Enden der Kohlenelektroden ihre Form vollständig verändert hatten, indem sich allmähliche, abgerundete Übergänge von heruntergeflossenen Kohlenstoff bildeten. Beim Durchschneiden der Wulste konnte man einzelne Schichten erstarrten, flüssigen Kohlenstoffs unterscheiden. Bei einigen Elektroden waren einzelne Stellen mit zahlreichen erstarrten Tropfen bedeckt, die stark metallisch grau glänzten und aus weichem reinen Graphit bestanden. Bei den Ryschkewitschschen Versuchen dauerte die Erhitzung bis zu 12 Stunden, wodurch eine gründliche, bis ins Innere der Elektroden gehende Erwärmung ermöglicht wurde. Bei allen früheren Versuchen, so auch bei denen Lummers, war die Erwärmungsdauer immer nur verhältnismäßig kurz, und die höchsten Temperaturen waren nur an sehr wenig ausgedehnten Stellen vorhanden. Die Verflüssigungsspuren waren deshalb auch nur ganz minimal; sie wurden außerdem noch durch Sublimationsvorgänge verwischt. Ryschkewitsch' Versuche scheinen unwiderleglich zu beweisen, daß die Schmelzung von Kohle im elektrischen Ofen möglich ist. Leider fehlt noch eine sehr wichtige Angabe, nämlich die Schmelztemperatur. Die ganze Versuchsordnung machte es jedoch unmöglich sie durch irgendeine Strahlungsmethode zu bestimmen.

**Motorkraftstoffe** Für Automobile, Motorboote, landwirtschaftliche Motoren usw. ist Benzin der weitaus beste Treibstoff. Es ist leicht zu vergasen, sein Dampf in jedem Verhältnis mit Luft mischbar, aus dem Gasluftgemisch scheidet es sich erst bei verhältnismäßig niedriger Temperatur aus, hat einen niedrigen Entflammungspunkt und hohe Energiedichte. Leider ist Deutschland gezwungen Benzin ausschließlich aus den Petroleum produzierenden Ländern einzuführen. Das beste Leichtbenzin kam bisher aus Amerika oder wurde bei der Raffinierung amerikanischen Rohpetroleums gewonnen. Wegen der deutschen Valutaverhältnisse muß aber die Einfuhr amerikanischen Petroleums möglichst eingeschränkt werden; zudem läßt seit einigen Jahren der Gehalt des amerikanischen Petroleums an Leichtbenzin erheblich nach. Aus diesen Gründen kommen für Deutschland zurzeit im wesentlichen nur die Benzine galizischer und rumänischer Provenienz in Betracht. Die mangelhafte Beschaffenheit dieser Benzine und ihr sehr hoher Preis haben schon vor dem Krieg die Aufmerksamkeit auf geeignete Ersatzstoffe gelenkt, von denen Benzol in erster Linie in Frage käme. Leider ist auch Benzol nicht in der erforderlichen Menge zu beschaffen, und man war deshalb gezwungen zu Benzolspiritusgemischen seine Zuflucht zu nehmen. Gegen dieses Gemisch sprechen aber seine verhältnismäßig geringe Energiedichte, die den Aktionsradius der Fahrzeuge beschränkt, und der hohe Preis. Daher wurden schon seit langem Versuche gemacht Naphthalin als Treibstoff für Verbrennungsmotoren zu benutzen. Gewöhnliches Naphthalin, das bei der Steinkohlendestillation in nicht unbeträchtlichen Mengen abfällt, und für das nur eine beschränkte Verwendung vorlag, ist nicht ohne weiteres als Treibstoff verwendbar, da es bei gewöhnlicher Temperatur fest ist. Dagegen ist es seit einiger Zeit gelungen durch Hydrierung des Naphthalins einen Stoff zu erzeugen, das sogenannte Tetralin (Tetrahydronaphthalin), das bei gewöhnlicher Temperatur flüssig ist und sich durch sehr hohe Energiedichte auszeichnet. Das spezifische Gewicht des Tetralins ist 0,975, es gefriert bei  $-30^{\circ}$ , siedet bei  $205^{\circ}$ , sein Entflammungspunkt liegt bei  $79^{\circ}$ , und sein Heizwert beträgt etwa 11 600 Kalorien. Wegen seines hohen Siedepunkts und seines relativ hohen Entflammungspunkts ist es für sich allein aber als Treibstoff für Automobile usw.

wenig geeignet, dagegen weisen Mischungen von Tetralin mit Benzin oder Benzol ausgezeichnete Eigenschaften als Kraftstoff auf. Auch eine Mischung von 1 Teil Spiritus, 2 Teilen Benzol und 1 Teil Tetralin, der sogenannte Reichskraftstoff, ist ein hervorragendes Treibmittel für Verbrennungsmotoren. Und da hierbei die deutsche Spiritusindustrie ein großes Absatzgebiet findet, so hat der Reichskraftstoff auch eine für die gegenwärtige Zeit erhebliche wirtschaftliche Bedeutung. Fahrversuche haben ausgezeichnete Wagenleistungen und Verbrauchszahlen ergeben. Beim Anlassen bei kaltem Motor verhält der Reichskraftstoff sich ähnlich wie Benzol. Beim Übergang von Benzol oder Benzin zum Reichskraftstoff ist im allgemeinen keine Änderung der Vergasungseinrichtung erforderlich, nur ist gute Vorwärmung der angesaugten Luft zu empfehlen.

**Scheinwerfer** Eine Grundforderung an eine gute Beleuchtung ist die Ausschließung jeder Blendung. Diese Forderung soll sowohl bei der Beleuchtung von Innenräumen als auch bei der Beleuchtung von Straßen und Plätzen erfüllt werden; bei der öffentlichen Beleuchtung schon deshalb, weil durch blendende Lichtquellen die Verkehrssicherheit außerordentlich beeinträchtigt wird. Trotzdem sieht man, wie gegen diese, eigentlich selbstverständliche Forderung dauernd gesündigt wird. Bald sind es grelle Schaufensterbeleuchtungen mit unabgeblendeten Lampen von hoher Flächenhelle, bald sind es zu niedrig aufgehängte Preßgaslampen für die Straßenbeleuchtung, die das Publikum belästigen, vor allem aber sind es die Scheinwerfer von Automobilen, die mit ihrem blendenden Schein rücksichtslos die Sicherheit auf den Straßen gefährden. Da der Scheinwerfer, der die Fahrbahn auf mindestens 20 Meter ausreichend beleuchten soll, bei einer Streuung von  $12$  bis  $16^{\circ}$  einen Kreis von 4 bis 5,6 Meter Durchmesser ausleuchtet, so muß der Lichtkegel notwendig auch in das Auge von Passanten fallen, die sich auf den Trottoirs bewegen. Das von dem Scheinwerferstrahl getroffene Auge ist dann nicht imstande entgegenkommende Passanten und vorhandene Hindernisse, wie Bäume, Laternenpfähle, Straßenbahnpfosten usw. zu erkennen, und geringere oder größere Unfälle stellen sich infolge der Blendung durch Automobilscheinwerfer in den städtischen Straßen tagtäglich ein. Man weiß

nicht, was man mehr bewundern soll: die Langmut des Publikums, das sich dauernd eine derartige Belästigung und Gefährdung gefallen läßt, oder die Tatenlosigkeit der Polizeiorgane, die trotz den bestehenden Bestimmungen, die die Verwendung »übermäßig stark wirkender Scheinwerfer« in den städtischen Straßen verbieten, diesem Unfug bei weitem nicht energisch genug steuern. Es gibt eine große Zahl von bewährten Einrichtungen, mit deren Hilfe die Blendung durch Scheinwerfer vermindert oder ganz beseitigt werden kann. Der Einwand, daß diese Einrichtungen zu kostspielig sind, um die Automobilbesitzer zu zwingen sie bei ihren Scheinwerfern anzuwenden, ist nicht stichhaltig. Denn im Vergleich zu dem hohen Preis eines Automobils, auch einer ganz gewöhnlichen Autodroschke, machen die Kosten dieser Einrichtungen nur einen ganz verschwindenden Bruchteil aus. Und wenn die Automobilbesitzer sich nicht dazu bereit erklären diese Einrichtungen anzuschaffen, so verbiete man die Benutzung von Scheinwerfern in den Straßen unserer Städte überhaupt. Notwendig sind sie keinesfalls. Denn bei der in städtischen Straßen zulässigen Fahrgeschwindigkeit von maximal 20 Kilometer in der Stunde reichen die Positionslaternen, wie sie bei den Straßenbahnen und den Droschken vorgeschrieben sind, vollständig aus, um selbst bei der heutigen, in den Nebenstraßen recht mangelhaften öffentlichen Beleuchtung, die Sicherheit des Verkehrs zu gewährleisten. Anders als durch ein generelles Verbot der Benutzung von Scheinwerfern, eine Forderung, die auch die Deutsche Beleuchtungstechnische Gesellschaft in ihren Leitsätzen für die öffentliche Beleuchtung vertritt, wird man der Rücksichtslosigkeit der Automobilfahrer nicht Herr werden. Es ist hohe Zeit, daß die Verkehrspolizei der Frage der Blendung durch intensive Lichtquellen ihre Aufmerksamkeit widmet.

**Saalealsperren** Es war in dieser Rundschau (1921 II, Seite 1148) das Straubelsche Projekt des Zeißkraftwerks erwähnt und daran die Hoffnung geknüpft worden, daß es bald in die Wirklichkeit übergeführt werden möchte. Diese Hoffnung dürfte sich jedoch nicht erfüllen. Denn, wie aus einer Zuschrift des preussischen Ministeriums für Landwirtschaft an den Berliner Börsenkourier hervorgeht, kann bei dem Bau des Mittellandkanals auf die Saale-

talsperren, die das nötige Zuschußwasser zur Aufhöhung der Elbwasserstände in trockenen Zeiten liefern sollen, nicht verzichtet werden. Das Landwirtschaftsministerium steht also dem Straubel-Zeißschen Projekt der Kraftgewinnung aus den Saalewassern nicht nur nicht sympathisch sondern direkt ablehnend gegenüber. »Da die Mittellandkanalvorlage in ihrer endgültigen Gestalt den west-, ost- und mitteldeutschen Interessen entspricht, würde durch das Herausnehmen der Saalealsperren das große einheitliche Projekt in einem wesentlichen Teile unausführbar werden«, sagt das Ministerium.

Die Preisgabe des Straubel-Zeißschen Projekts bedeutet aber nicht auch zugleich einen Verzicht auf die Kraftgewinnung aus den Saalewassern überhaupt. Denn die bisher geplanten Talsperren bei Hohenwarte und den Bleilöchern würden selbstverständlich unter gleichzeitiger Ausnutzung des Stauwassers zur Speisung von Energiezentralen gebaut werden.

**Totenliste** Am 18. Oktober 1921 erlag der Ordinarius für Mathematik und Mechanik an der Bergbaulichen Abteilung der Technischen Hochschule in Berlin *Eugen Janke* einem Herzleiden. In seinen Vorlesungen hat er stets den Bedürfnissen der Technik zu genügen gesucht, ohne die strenge Wissenschaftlichkeit der Untersuchung zu beeinträchtigen. Seine Schrift *Die Mathematik an den Hochschulen für besondere Fachgebiete /1911/* legt die Prinzipien dar, von denen er dabei ausging. Er ist 59 Jahre alt geworden.

Der Erfinder des Meßbildverfahrens und Begründer der Preussischen Meßbildanstalt *Albrecht Meydenbauer* ist Mitte November in Godesberg, 88 Jahre alt, gestorben. Eine große Reihe hervorragender Aufnahmen (von deutschen Domen, von orientalischen Moscheen und Ruinen und anderen Baudenkmalern) hat seinen Namen in den Fachkreisen der ganzen Welt berühmt gemacht. Von seinen Publikationen ist namentlich das *Handbuch der Meßbildkunst* zu nennen.

**Kurze Chronik** Am 5. Dezember 1921 wurde der Kaiser Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften das *Institut für Metallforschung* in Neubabelsberg bei Berlin übergeben. Am 26. November hatte sie bereits das Eisenforschungsinstitut

in Düsseldorf übernommen.  $\diamond$  Das *Kraftwerk Zschornowitz*, das zu einem sehr erheblichen Teil den Berliner und den Leipziger Energiebedarf deckt (Berlin 75 %, Leipzig 50 %), hat bei 128 000 Kilowatt installierter Maschinenleistung am 12. November 1921 mit einer Tagesarbeitsleistung von 2,41 Millionen Kilowattstunden einen Rekord aufgestellt. Die Zschornowitzer Werke liefern übrigens gegenwärtig zirka 16 % der elektrischen Energie aller öffentlichen Elektrizitätswerke Deutschlands.  $\diamond$  Eine große *Kalkstickstoffabrik* in Verbindung mit einer Nebenproduktenkokerei gründet gegenwärtig die Londoner Nitrogen Products and Carbide Company in Warrington. Das Werk, das in unmittelbarer Nähe einer Kohlenzeche errichtet wird, soll Großbritannien vollständig von der Einfuhr von Chilesalpeter unabhängig machen. Der Kohlenbedarf ist auf 3000 Tonnen täglich veranschlagt; die Kraftanlage soll 120 000 Pferdestärken erzeugen.  $\diamond$  Ein neues Verfahren zur *Lockerung von Backwaren* wird von Großfeld in Osnabrück vorgeschlagen. An Stelle von Backpulvern, die zuweilen den Geschmack verschlechtern, und an Stelle von Hefe, die jährlich eine Menge von Nahrungsmitteln verzehrt, mit denen man 400 000 Menschen ernähren könnte, wird empfohlen Milchsäure, und zwar in der Form von Molke, zu verwenden, deren Säuregehalt künstlich durch Impfung mit Kulturen des Milchsäurebazillus erhöht wird.  $\frac{1}{2}$  Liter Molke soll nach 2tägiger Säuerung genügen, um die für 1 Kilo Teig notwendige Menge an Kohlendioxyd zu liefern.  $\diamond$  Der Direktor des Kaiser Wilhelm-Instituts für Metallforschung *Emil Heyn* ist zum Honorarprofessor an der Berliner Technischen Hochschule ernannt worden.  $\diamond$  Der Dozent an der Technischen Hochschule in Aachen *Othmar Keil* wurde ordentlicher Professor der Eisenhüttenkunde an der Montanistischen Hochschule in Leoben.  $\diamond$  Der Professor an der Berliner Technischen Hochschule *Arthur Kessner* hat seine hauptamtliche Tätigkeit dort niedergelegt, um eine leitende Stelle in der westdeutschen Großindustrie zu übernehmen. In den beiden letzten Semestern hatte er die Vorlesungen und Übungen Heyns über mechanische Technologie abgehalten.

#### Literatur

Im Verlag R. Oldenbourg in München ist ein grundlegendes Werk über das gesamte Gebiet der *Lichttechnik* erschie-

nen. Das Werk entstand aus der erweiterten Wiedergabe einer Vortragsreihe zur Ausbildung von Beleuchtungsingenieuren, die von der Deutschen Beleuchtungstechnischen Gesellschaft Ende 1920 in der Technischen Hochschule zu Berlin veranstaltet worden war. Die bekanntesten Lichttechniker Berlins haben daran mitgearbeitet: Wilhelm Bertelsmann, Leopold Bloch, Georg Gehlhoff, Arthur Korif-Petersen, Heinrich Lux, Alfred Meyer, Rudolf Mylo, Wilhelm Wechmann, Wilhelm Wedding. An eine eingehende Behandlung der wissenschaftlichen Grundlage der Lichterzeugung, der Photometrie und der Hygiene der Beleuchtung schließt sich eine Gruppe von Vorträgen über die Beleuchtungsrichtungen an. Sie umfaßt die elektrischen Lampen, die Gasbeleuchtung, die Beleuchtung mit festen und flüssigen Brennstoffen und die Azetylenbeleuchtung, die Ausbildung von Reflektoren, Armaturen und Beleuchtungskörpern, die Leuchtgeräte mit Optik. Die letzte Gruppe beschäftigt sich mit der Anwendung der Beleuchtungsmittel. Sie umfaßt die Projektierung von Beleuchtungsanlagen, die elektrische Straßenbeleuchtung, die Straßenbeleuchtung mit Gas, die Beleuchtung von Wohnungen und Bureaus, Verkaufsräumen und Fabriken, von Schulen und Kirchen, von Festsälen und Theatern; ferner die Beleuchtung von Bahnanlagen und Fahrzeugen und schließlich die Anwendung des künstlichen Lichts für Photographie und Reproduktion. Die einzelnen Abschnitte sind von den am meisten bewährten Spezialisten bearbeitet, so daß das ganze Werk ein grundlegendes Compendium dieses Sonderzweigs der Technik bildet. Die Darstellung, bei der mathematische Ableitungen vermieden sind, ist gleichwohl streng wissenschaftlich und gibt auf allen Gebieten den letzten Stand der Wissenschaft an. Es dürfte in der Weltliteratur der Lichttechnik kein Werk geben, das auch nur ähnlich umfassend und gründlich durchgearbeitet ist. Besonders wertvoll ist für den Benutzer des Buches eine Reihe neuberechneter Tabellen. Obwohl an dem Werk eine große Anzahl von Personen mitgearbeitet hat, sind infolge sorgfältiger Redaktion Widersprüche und Wiederholungen in glücklicher Weise vermieden worden. Bei dem großen Umfang des Buches (591 Seiten) und der vorzüglichen Ausstattung ist der Preis (126 Mark für das gebundene Exemplar) bescheiden zu nennen.